



Berlin, den 29. Juli 1899.

Bismarcks Todestag.

Die erste Wiederkehr des Monats Tages, mit dessen Licht das greise Leben Bismarcks erlosch, wird den Deutschen das Sonntagsvergnügen nicht stören. Sie werden, wenn der Wettergott günstig gestimmt ist, aus engen Wohnungen in die grüne Sommerflur ziehen, werden am Meer, auf Bergen oder in freundlichen Niederungen froh der gewohnten Feiertagslust nachgehen und, wenn nach langer Dürre Regen fällt und den Aufenthalt im Freien unbehaglich macht, in Schänken, Tanzsälen oder auf geschützten Balkonen plaudernd und scherzend zusammenfügen. Da und dort wird ein Grüppchen Getreuer wohl der ernstesten Bedeutung des Tages gedenken und still den Manen des Großen einen guten Tropfen weihen. Auch in den Zeitungen wird es an ein paar erinnernden, rühmenden Zeilen nicht fehlen, die meist freilich in den gern vernommenen Trostruf ausklingen werden, daß es auch jetzt, auch ohne Bismarck, über jeden Begriff herrlich um das Deutsche Reich bestellt ist. Aber das fröhliche Sonntagstreiben wird nicht ruhen, das Tanzen, Fiedeln, Kegelschieben nicht für einer Minute Dauer unterbrochen werden. So wars auch, als im vorigen Jahr an einem Sonntag die Todeskunde aus Friedrichsruh kam; allerlei Industrien eroberten sich die Straße, schwarze Fähnchen für Kinder, Bismarckbilder und Bismarckkarten wurden ausgebrüllt und eingehandelt, doch von einer tiefer reichenden Trauer war nichts zu spüren. Nur Faustens Famulus, dessen pergamentenem Empfinden alles

Menschliche fremd ist, könnte sich daran ärgern. Wer den Menschen, sein Wünschen und Streben, und das Kollektivbedürfniß der Masse besser kennt, als man aus Büchern und Papier erkennen lernt, Der wird sich in solchem Anblick nicht wundern, sondern gelassen und zornlos sprechen: Das Leben geht triebelnd und wibelnd weiter, mag auf hoher Warte auch einer Volkheit die hellste Leuchte verglimmt sein. Längst dahin ist die Zeit, wo Goethe von seinen Deutschen sagen durfte, es liege in ihrem Charakter, daß Alles über ihnen schwer wird und sie über Allem schwer werden. Der Deutsche von heute ist von der Scholle gelöst und auf den kaum noch an der Wurzel national gefärbten Wesenston der Händlerwelt gestimmt; er ist gezwungen, emsig der Profitmöglichkeit nachzujagen, feiert die Feste, wie sie fallen, und findet selten die Masse zu bedächtiger Einkehr; schwer nimmt er höchstens den Geschäftsverlust, nicht aber die Minderung des Menschheitsbesitzes. Glaubt irgend Jemand, die Goethefeiern, die in den deutschen Gauen für den nahenden Frühherbst vorbereitet werden, könnten zum Verständniß des mächtigsten deutschen Geistes, der hundert- undfünfzig Jahre nach seiner Geburt dem deutschen Bürgerthum noch eine fremde Respektsperson ist, ein Beträchtliches beitragen? Und würde Bismarcks Jugenium besser empfunden werden, wenn Behörden, Körperschaften, Vereine an jedem dreißigsten Julitage prunkvolle Gedächtnißfeiern veranstalteten?

* * *

Goethe und Bismarck: die beiden Namen sind oft schon neben einander genannt worden. Von unkritischen Bewunderern, die in hitzig verflackernder Liebe vergaßen, um wie viel reicher der Weltbilddichter war als der nationale Staatsmann; und von unklugen Tadlern, die dreimal Wehe über das deutsche Land riefen, weil der gewaltthame Wille des Politikers die Saat des Poeten vernichtet habe. Dem an der Oberfläche haftenden Blick scheint der pommersche Junker mit dem süddeutschen Patriziersohn nichts gemein zu haben; und es ist nicht zu leugnen, daß Bismarck auf selbst gebahntem Wege genöthigt war, goethisch-kosmopolitische Beschaulichkeit zu bekämpfen, — wie Goethe das Werk Luthers, des vor ihm herrschenden Lehrers der Deutschen, in manchen Punkten bestritten hatte und wie im Reich der Geister jeder neue Regent sich gegen das von dem Vorgänger verkündete, mählich erstarrende Dogma wenden muß. Und doch fehlen den aus verschiedenem Erdreich Erwachsenen auch nicht die ähnlichen Wesenszüge. An Beiden er-

fällte sich nicht nur das Wort Swifts, das wahre Genie sei stets daran zu erkennen, daß alle Dummköpfe sich gegen sein Wirken verbänden; Beide wurden auch, lebend und tot, mit den selben Waffen angefallen. Ein Talent, doch kein Charakter: so lautete im Lager der tüchtig Gesinnten über Beide das Urtheil. Hatte Goethe nicht den Hofmann gespielt, Bonaparte verherrlicht und später des Epimenides Erwachen geschrieben, das Erdreisten der Neusten verhöhnt und die demokratischen Regungen vornehm von seiner sorglich vor Pöbelritten bewahrten Höhe belächelt? Hatte er über Menschen und Dinge, über Gott und die Welt nicht oft die Meinung geändert und früher Bekanntes fed widerrufen? Ein ordentlicher, zuverlässiger Mensch hat vom Tage der Mündigkeit bis zur Bahre nur eine Meinung; der von wechselnden Lebensindrücken gewandelte ist ein unsicherer Kantonist, dem der ruhige Bürger keinen sicheren Maßstab entlehnen kann. Man hat jetzt freilich versucht, Goethes politische Anschauung in knappe Sätze zu fassen und ihn als einen sanften Liberalen vorzuführen. Aber hat der Alternde die Ideologie des Liberalismus nicht mit Olympierspott gezeißelt? Und würde das Bemühen, das philosophische oder das Ideal des Allumfassers in eine feste Formel zu bannen, nicht auf die selben Widersprüche stoßen? Ein anderes Ergebnis ist nicht möglich, wenn der Genius durch die Brille der Mittelmäßigkeit betrachtet wird, der temperamentlosen, kurzfristigen, spekulativen. Das hat auch Bismarck erfahren; die Zahl seiner Hörner war Legion und noch heute sieht die Menge der rationalistisch Gebildeten in ihm einen ungewöhnlich begabten, aber auch ungewöhnlich skrupellosen Abenteuerer, — obwohl sie von dem ihr heiligen Rommsen lernen könnte, daß die sichere Erkenntnis des Erreichbaren und des Unerreichbaren den Helden vom Abenteuerer unterscheidet. Wie durfte der Freihändler sich zum Schutzjöllner wandeln? Wie der Mann, der Robbertus rühmte und Lassalle sich zum Gutsnachbarn wünschte, mit so veralteten Feudalzeitwaffen den modernen Sozialismus bekämpfen? Wer mochte Einem trauen, der nach Laßter und Bamberger als reaktionär verschrieene Junker zu Helfern erkor und sich des Gesinnungswechsels dann nicht einmal schämte? Der eigensinnige Borusse war ausgezogen, des alten Preußenstaates Art gegen alldeutsche Zuchtlosigkeit und gegen die Wuth des Nationalitätenschwindels zu schützen, und er fand auf dem Weg eine Kaiserkrone und konnte rüstig noch die Zeit bereiten, da Preußen in Deutschland aufgehen muß. Er haßte die bürgerliche Annäherung, focht an Stahls, Gerlachs und Kleist-Regows Seite für junkerliche Ideale und führte, als Exponent der großbourgeoisen Entwicklung, das einst be-

fehdete Bürgerthum dann auf den Gipfel industrieller und händlerischer Macht. Das Glück war mit ihm; und so oft ein Ziel, das er gar nicht gesucht hatte, im Sonnenglanz sichtbar wurde, sagte er lächelnd und ohne schamhaftes Erröthen, am Weitesten komme Der eben, der nicht wisse, wohin er gehe. So unbequeme, in keine Schule und Schachtel passende Männer sind nichts für den Philister; er blinzelt scheu zu ihnen hinauf und raisonnirt, während er den Hut zieht, über ihre Charakterlosigkeit; um sie lieben zu können, muß er sie erst mit einem fälschenden Stempel prägen. Bismarck wußte es, er sprach mit Bedauern davon, daß er als blutjunger Bursche nicht nach Weimar, vor Goethes Auge, gekommen sei, und wehrte jeden Vergleich mit dem Wort ab: „Ja, Den nannten sie auch charakterlos!“

Erst eine neue, verfeinerte Psychologie wird solche Thorheit ausjäten. Die altjüngferlich kühle Vernunft formte den Menschen nach ihrem Ebenbild, forderte gerade Linien und war nicht zufrieden, wenn eine anmuthige Rundung das Knochengestell verbarg. Langsam vollzieht sich die Wandlung; schon dämmert ein Ahnen, daß die Wurzeln menschlichen Handelns fast immer unter die Bewußtseinschwelle hinabreichen, und der helle Tag, den dies Dämmern verkündet, wird die klare Erkenntniß bringen, daß nur Fabelgläubige ihre Zeit an das Bemühen vergeuden können, im Leben und Wirken hochgewachsener Menschen nach Inkonsequenzen und Widersprüchen zu stolchern. Dann wird man Bismarck nicht mehr habend vorwerfen, er habe kein immer giltiges Programm, kein jede politische Krankheit schnell heilendes Rezept hinterlassen, sondern sich der reizvollen Persönlichkeit freuen und die Gesinnungsrichter mit der Frage verschrecken, ob er nicht wachsen, die Grenzen des Körpers und Geistes weiten mußte, um so groß zu werden. Und wenn der dreißigste Juli dann wieder ein Sonntag ist, wird zum reisenden, aus der niederen Schulung entlassenen Sohn ein verständiger Vater sprechen:

„Sei mit der Jugend fröhlich, mein Junge, und knausere nicht allzu ängstlich mit dem Taschengeld. Das that der tolle Junker vom Kniephof auch nicht und wurde doch ein sehr sparsamer Haushalter. Heute ist sein Todestag. Deshalb brauchst Du den Kopf nicht hängen zu lassen; er war gar nicht sentimental, gar nicht für feierlich steifes Gepränge und hatte, als ein ‚Abgefundener‘, den Tod lange ersehnt. Also keine Reichenbittermiene, aber ein Bißchen von der Ehrfurcht, ohne deren Besitz die sittliche Erziehung nicht vollendet ist. Ihr habt von Bismarck gehört und gesprochen. Unter Deinen Freunden haben Stahlhelm und Kürasch es Manchem angethan; Andere haben den Knabenzorn gegen den großen Tyrannen ausgetobt. Horche

nicht auf solche Reden. Stahlhelm und Kürasch waren diesem Manne nur Kleid und Bier für eine bestimmte Zeit; zu seinem wahren Wesen gehörten sie nicht und heimisch fühlte er sich eigentlich nur im schwarzen, unmodisch geschnittenen Hausrock. Er war auch kein Tyrann, sondern ein zart empfindender, von Herzen höflicher Herr, den die stärkere Willenskraft zum Herrscher über im Willenscentrum morische Gemüther bestimmte, der aber auch immer bereit war, neben sich dem Bedeutenden Raum zu gewähren. Man wird Dir sagen, er habe häufig geirrt. Das ist richtig; er hat auf den Ruf der Allwissenheit nie Anspruch gemacht und in dem Vorwort zur Gesamtausgabe seiner Reden bekannt, daß ihm nichts Menschliches fremd geblieben sei. Ueber das Alter, wo man auf Erden fleckenlose, unsehlbare Götter sucht, bist Du ja aber hinaus. Man wird Dir vielleicht auch sagen, er sei inkonsequent gewesen, ein Mensch ohne feste Gesinnung, ein schlauer Taktiker der Stunde. Das ist falsch. Er war sich selbst stets getreu und handelte immer, wie er, um sich selbst getreu zu sein, handeln mußte. Ein asiatischer Weiser, der in der Gegend des Euch Jungen theuren Kiautschou lebte, hat gelehrt, auf drei Wegen könne der Mensch Klugheit erwerben; am Edelsten sei es, durch Nachdenken, am Bequemsten, durch Nachahmen sich zu bilden; der beschwerlichste, mit den bittersten Kräutern bewachsene Weg aber führe durch die Erfahrung. Das war der Lebensweg Bismarcks. Du selbst ein Lernender, wirst wissen, daß es da ohne Selbstkorrekturen und Wesenswandlungen nicht vorwärts geht. So viel hast Du von der deutschen Geschichte wohl schon gelernt, daß Du verstehen kannst, was es heißen will, wenn ein 1815 Geborener 1895 noch der repräsentative Mann seines Volkes ist, wenn er, dem es Vasallenpflicht schien, die schrankenlose Königsmacht vor dreistem Einspruch zu schirmen, sich als Greis gezwungen sieht, die deutsche Jugend auf offenem Marktplatz vor der Unumschränktheit monarchischer Gewalt zu warnen. Und so ganz amüslich bist Du hoffentlich nicht, daß Du nicht begriffen hättest, was der Horaz, der Dir oft genug Kopfschmerzen machte, mit dem genus irritabile vatum meint, an das man nicht die für den Menschheitdurchschnitt passenden Maßstäbe legen darf. Zu ihm mußt Du den Mann aus dem Sachsenwald zählen: er hatte das heiße Temperament, die lyrische Grundstimmung, die empfindsamen Nerven und die leidenschaftliche Subjectivität des genial geborenen Künstlers, — und er mußte aus dem Menschenmaterial, das die Zeit und der Zufall ihm boten, seine Epen und Dramen dichten. Das erwäge, während Du Deinem Sonntagsergnügen nachgehst, und laß Dir das Bild des Einzigen nicht durch blinde Lober und Tadler ent-

stellen. Was ihm in die Wiege gelegt ward, kannst Du Dir nicht geben; aber Du kannst Dir die Freiheit der Schweite und das eigene, unbeirrte Urtheil wahren, wie er, der uns das Reich und sich selbst das höchste Glück der Erdenfinder schuf: die Persönlichkeit. Denke ihm nach und vergiß, wenn Du später den Werth seines Wirkens ermessen willst, nicht, den Blick über die Grenze zu schicken. Denn, Thukydides hat es Dich gelehrt, das Lebenswerk großer Menschen ist nicht von den in der Heimath ihnen errichteten Standbildern abzulesen, sondern aus der Spur, die ihr schreitender Fuß in den Erdball grub.“



Zum dreißigsten Juli.

Der Abendsonne stand ich zugewendet
 Und sinken sah ich ihren Ball hinab,
 Eh' sie der Strahlen letzte Gluth versendet,
 Die Weiten noch beherrschend auf und ab.
 Da, wie ich hielt, von ihrem Glanz geblendet,
 Dacht' ich an eines Helden einsam Grab, —
 Und sein in Thaten unerreichtes Leben
 Schien mir in stillem Bilde vorzuschweben.

Salzburg.

Martin Greif.



Das Volk von Rom.*)

Der thörichtesten Täuschungen größte ist es, der Menge zu vertrauen, deren Natur die Stetigkeit ausschließt und die in der tollen Fluth und Rückfluth ihrer Sympathien heute vernichtet, was gestern ihr Gott war, und morgen für das gestärzte Joch neuerdings ihr Leben dahinstreut. Sicher geht nur, wer der trübsägigen Wahrheit nimmer vergift, daß das Volk gut und böse ist, daß es Tugenden und Laster hat, Lebensdrang und selbstmörderische Triebe. Denn seine Art entspringt aus zahllos verschiedenen Quellen; und wenn darum nach Schicksalsfluß die Woge der Entartung gegen uns andonnert und, stärker als die anderen, uns begräbt, dann mögen wir seufzend unsere Lebensarbeit untergehen sehen, — aber staunen und über Unerhörtes klagen dürfen wir nicht.

Was wir beim Aufgehen des Vorhanges in Shakespeares „Caesar“ vor uns sehen, ist solch eine rasch aufsteigende Entartung. Die Stimmung und Verfassung der auf der Bühne sich drängenden Menge bezeugt den Tod der Republik. Als einst Junius Brutus das Königthum zu stürzen unternahm, da wußte er ein Volk hinter sich, das nicht jubelte, sondern seufzte, nicht von Triumphen sprach, sondern leuchtete, und das beim Nahen des Königs mit haßerfüllten Blicken und Mienen zu den Göttern nach Rettung rief. Wo ist nun dieser Geist, — der Geist, der den Manlius in den Abgrund warf, den Coriolan ächtete und um des Scheines einer Freiheitsthat willen den Mördern der Gracchen verzieh? Der starke und eifersüchtige Geist, der sich einem Fabius nicht beugte, einem Camillus nicht nachgab und den eisernen Scipionen zum Trost auf seiner Unbeugsamkeit bestand? Das ist vorbei, — und Rom bebt; es bebt und liebt den Mann, der es an seinen Königstraum gewöhnen will, und scharft sich entzückt auf dem Markte, um Caesar auf dem Wege zur Krone zu umjubeln.

Da geschieht es, daß mitten in die Menge zwei Pompejaner sich hineinwagen und ihrem Hasse in einer Art Ausdruck geben, zu der selbst unter der Herrschaft milderer Sitten Tölkühnheit gehören würde. Pflügt man doch heute noch politische Gegner von der Tribüne zu reißen und zu lynchen; und wie wird es gar in dem von der Wölfin gefängten Rom sein, wo schon so mancher jähe Ausbruch die Erde mit Bürgerblut röthete! Darum, während die Bühne von dem dröhnenden Hohngelächter des Volkes widerhallt, beschleicht uns mächtig die Angst vor einem schlimmen Ausgang des

*) Ein Abschnitt aus einem in der Herstellung befindlichen neuen Bande der „Shakespeare-Probleme“ des Verfassers.

Zusammenstoßes; aber freilich nur, wenn wir das übliche Bühnenarrangement verabschieden, das aus der Szene mehr eine Einladung in ein Lachcabinet als den Auftakt zur männlichsten aller Tragoedien macht. Denn wenn man uns hier mit Heiterkeit statt mit Sorge erfüllt: was Wunder dann, daß uns die Szene außer Zusammenhang mit den gewaltigen Dingen erscheint, von denen das Stück handelt? Und so geschieht es ja auch, daß, wenn man von den Volksszenen im „Caesar“ spricht, Gelehrte und Ungelehrte immer nur der bekannten Auftritte des dritten Aktes gedenken und der Eröffnungszene vergessen, die doch die ältere Schwester ist und mit der gleichen Milch genährt. Und die weitere Folge ist, daß man das Volk im „Caesar“ nur als eine im dritten Akte beschäftigte Episodenfigur kennt, während es von allem Anbeginn als das tausendköpfige Ungeheuer dasteht, das Alles bedingt, die riesengroße Kraft und Person, aus deren Venden Charakter, Lebensprinzip und Schicksal aller anderen tragirenden Gestalten geboren werden. Bedenken wir Das und ferner, daß die shakespearische Kunst unzerreißbare Organismen herzustellen pflegt und jede Szene dieses Dichters die Seele des ganzen Werkes athmet, so werden wir unschwer zu finden vermögen, was die Eröffnungszene will und soll. Welcher Irrthum, sich an ihrem „prächtigen Hamor“, an ihrem „köstlich humoristischen Wurf“, und wie die Bezeichnungen sonst lauten, zu ergöhen und beim verdächtigen Blasenwerfen einer lodend umgerührten Masse zu lachen, als wären wir nicht Männer und Bürger, sondern unerfahrene Kinder! Zorn und Verwünschungen der Tribunen, die Caesars Feinde sind — Hohngelächter der Menge — freche Ironie ihrer Wortführer — immer aufreizendere Stachelung der Gemüther: ist Das heiter? Und wenn dann hundert Augen gefährlich leuchten, viele Leiber sich zum Stoß zusammen-drängen und die Vordersten höhnisch, trotzig, unverschämt mit eingestemmen Armen in den Hüften sich wiegen, während man hinter ihnen den oppositionellen Tribunen bereits Grimassen schneidet, Nasen dreht, mit den Zähnen knirscht und auch schon Häute geballt und hoch erhoben werden: ist dies Alles wirklich nur ein Anlaß zum Amusement? Aber freilich: die Sache geht gut aus, denn der Dichter beeilt sich ja, die Sorge, die er in uns angefacht hat, blickschnell wieder zu täuschen; denn ein Hui! — und die Gefahr für die beiden Pompejaner ist vorbei und wir sehen die Plebs sich ihnen fogar demüthig unterwerfen; und so steht uns ja, die wir keine entragirten Caesarianer sind, nichts im Wege, erleichtert aufzuathmen. Und was finden wir statt Dessen in unseren Herzen, wenn wir nicht gedankenlos sind? Da ist kein Ton der Freude, der Erleichterung nach überwundenen Kengsten, und das Schicksal der Tribunen interessiert uns überhaupt nur wenig mehr. Ja, sie selbst waren es, die mit ihren Reden unsere Aufmerksamkeit von sich fort jener Person zugewendet haben, die als Dritte auf der Bühne steht: nämlich

dem Volk. Denn sie erzählen uns in heftigen Worten von der Treulosigkeit Roms gegen Pompejus; und nun sehen wir, in unserer besten politischen Sittlichkeit verwundet und bewegt, daß das Volk, das wir in der Kindheit Tagen als Verkörperung entschlossener Männlichkeit zu träumen gewohnt waren, jetzt schon wieder, und zwar vor unseren Augen, ein Schauspiel von Freigiebigkeit und Wankelmüthigkeit aufführt, den ersten Abfall und Verrath in dieser Tragödie; und diese Veränderlichkeit der Volksgunst ist es, die das Gewissen des denkenden Bürgers am Meisten beschäftigt und beleidigt. Was liegt uns unparteiischen Zuschauern daran, daß das frisch erwachte Andenken des Pompejus und die frisch erwachte Treulosigkeit gegen Caesar ist? Aber daß solche Wetterstürze überhaupt möglich geworden sind und das Volk von Rom hin- und herschwankt, unfähig, einen gebietenden Mann zu hassen, unfähig, ihn männlich zu lieben: Das ist es, was die veränderte Verfassung des öffentlichen Geistes so furchtbar illustriert; denn in dem Rom des gewaltigen Coriolan wären solche Wandlungen nicht möglich gewesen.

Dazu kommt noch das schreiende Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung. Als Caesar einst das Volk von Pompejus losriß und für sich gewann, geschah es durch unerhörte Siege und dann durch eine Friedensstichtigkeit, die das Wohlbestanden des Einzelnen hob und die Kräfte der krankhaft aufgelösten Gesamtheit erneute; wodurch treibt denn aber Marullus die Gemüther zum Gotte von gestern zurück? Marullus und sein Kollege verüben wirklich ein Wunder, denn ihre Waffe ist nur das Wort, — und ihrem Worte sowie ihrem Wesen überhaupt fehlt es an der Kraft der Ueberredung und Verführung, die einen solchen Umschwung der Stimmung erklären könnte. Was sind die Beiden, verglichen mit den großen Agitatoren, die Rom einst gesehen hat? Statt biegsam und geschmeidig zu sein, sind sie hochmüthig und plump, sie sind mehr als nervös, statt kalt zu sein, und scheuchen durch ihre schwarze Galligkeit alle bösen Geister auf, die den Eingang zu den Herzen verwehren. Menenius Agrippa würde lachen, wenn er sähe, wie ungeschickt sie das Volk in Wuth bringen, von Wort zu Wort mehr von ihrer Autorität verspielen und schließlich jenen brennenden Spott provoziren, dem sie hilflos und lächerlich gegenüberstehen. Freilich — und wir haben es ja auch ausdrücklich gesagt — am Ende gelingt es ihnen doch, den zweiten Bürger, den Wortführer der Menge, einzuschüchtern, daß er Rede steht, wie es sich gegenüber den Tribunen gebührt, — und mit ihm giebt das ganze Volk seinen Troß auf; aber der Schauspieler wird uns sagen — und that er es bisher nicht, so wird er uns in Zukunft zeigen und sagen —, daß Dies weder ein Erfolg der agitatorischen Kunst der Tribunen war noch wie durch ein himmlisches Wunder plötzlich von selbst geschah; es kostete vielmehr einen Kampf, und zwar einen solchen, der die tribunizische Würde der beiden

Männer tief beschämte. Denn, als es gar kein Mittel mehr giebt, der eben so unerträglich wie gefährlich gewordenen Situation Herr zu werden, da wagt Marullus das Aeußerste und faßt — Biegen oder Brechen! — den Wortführer des Haufens an der Zehle, er, der Tribun, höchst persönlich! Und jetzt, wo die nackte Faust mitthut und Marullus mit dem eigenen Leben die Autorität des Amtes aufs Spiel gesetzt hat, jetzt erst bringt ein unsichtbar in den Herzen wohnender Geist Stillstand in die Menge. Sie stockt und erinnert sich, woran sie durch die Person der beiden Männer selbst wahrlich nicht erinnert worden ist: an die Heiligkeit des obrigkeitlichen Amtes. Dadurch, und keineswegs durch eigene Klugheit oder Kunst, gelangt Marullus dazu, seine Rede für Pompejus und gegen Caesar zu halten.

Es fragt sich nun, wodurch diese Rede den großen Zauber zu Wege gebracht hat, daß das Volk enteilt

„ . . . zur Tiber hin

Und weint in ihrem Strom der Neue Thränen.“

Und zwar sage man uns nicht, daß man den Inhalt des Wortes in der Dichtung mit anderem Maße messen muß als im wirklichen Leben. Was ist Dichtung, wenn sie nicht Nachahmung des Lebens ist? Immer ist es unser Recht, die Menschenrede mit jenem heiligen sachlichen Ernst zu betrachten, vor dem der hoch aufsteigende Rauch des Wortes vergeht; und sind wir denkende Menschen, so ist es unsere Pflicht sogar, nach Wahrheit, Verstand und guter oder schlechter Beschaffenheit von Zweck und Absicht des Wortes zu fragen. Wer, der einmal Caesars Namen hörte, sieht nun nicht in der Rede des Marullus, bis auf die Knochen bloßgelegt, den Nörgler um jeden Preis nörgeln, den Verkleinerer verkleinern? Oder ist es nicht Ablehnung und Verdunkelung der taghellen Wahrheit und Beleidigung für uns selbst, wenn in unserer Gegenwart und in der Absicht, damit es auf uns wirke, von dem Sieger über achthundert Städte, über dreihundert Völkerschaften, über drei Millionen Feinde gesprochen wird, als wäre er dem Pompejus gegenüber ein Nichts, ein bloßer Corporal? Und auch die Ausmalung, wie Pompejus einst beklatscht und der Große genannt wurde, kann uns nicht beeinflussen, denn wir wissen es von unzähligen Eintagsgrößen her, daß das Jauchzen der Menge eine billige und den Mächtigen leicht zufliegende Waare ist, die den Toten nicht zu erheben und den Lebenden nicht herabzusetzen vermag. Wenn nicht das Urtheil, sondern die rasch erregte Reigung spricht, dann rechnet sie ihrem Liebling einen Zug, einen Sonnenblick seines Lebens für ein ganzes Leben an, geleitet ihn mit Ruhm und errichtet Denkmäler auf seinem Grabe; und ach, wie leicht vergift man dann im unbesonnenen Gerede von Größe, daß das goldene Gewebe gar vieler Fäden bedarf! Das politische Gewissen aber und das Gewissen überhaupt geht mit der Zu-

erkenntnis des höchsten Preises haushälterischer um. Was uns durch Gunst des Zufalls, der Neigung, des täuschenden Vorurtheiles zufällt, ist nicht Größe, sondern ihr Bastardbruder, der Schein und Name; wirklich groß sein, heißt aber, durch sich selbst und durch den eigenen Werth über die Andern erhoben sein, heißt, in sich selbst eine große und stets thätige Vereinigung von Eigenschaften besitzen, die, von einer inneren Sonne erwärmt und jede reich in Blüthe und Kraft, die Seele gleichsam bewalben und durch rege Zusammenarbeit aus ihr die Frucht bedeutender Gedanken und Worte zeitigen. War Pompejus in diesem Sinne groß? Man glaube nicht etwa, daß diese Frage mit unserem Stücke nichts zu thun hat; bei Shakespeare wird der Geist eines Abgeschiedenen niemals grundlos beschworen; und in einem Stücke, das so eminent von dem Wesen und den Schicksalen politischer Größe handelt, dürfen wir am Wenigsten an dem Bilde eines Mannes vorüberhaften, der ebenfalls einst groß genannt worden war. Pompejus war ein guter — Viele sagten: nur ein glücklicher — Soldat und sonst nichts mehr. Er war die vom Glück geküßte Nichtigkeit, die beim Anhauch des Friedens zerging, der schwerfällige Wagen, der im Neuen und Unbekannten stockt, der dumpfe Geist, der den Staat sich in Schmerzen winden sah, ohne zu erkennen, was ihm fehlte. Er war die Sehnsucht ohne Flügel, die Begierde ohne Muth; er war ehrgeizig und schämte sich, es zu zeigen, verletzten im Kronentraum und spielte den Republikaner, er zog für die Freiheit das Schwert, nachdem er sie zeitweilig bedrängt hatte. Er haßte, was Caesar haßte, und plante, was Caesar plante, nur daß er das Erbe des Junius schließlich fortbestehen ließ, weil es ihm am Muth zum letzten Umsturz gebrach. Und nachdem er, ein ungeschickter und energieloser General, den letzten Schatz des Römerthumes verspielt hatte und als Flüchtling ermordet worden war, treten plötzlich zwei Tribunen auf und bannen Caesars Volk mit seinem Namen! Und zwar verfahren sie nicht einmal; sie füttern nicht mit Versprechungen, erkaufen nicht mit Hoffnungen, blenden mit keinem Glanz, erschüttern nicht mit dem Scheine irgend einer Idee. Nichts, nichts von Alledem ist der Fall, und wo geschicktere Deukler ihre Absicht wenigstens in die Redefetzen von Römergröße und Freiheitnoth geküßt hätten, begnügen sich diese dürftigen Gesellen bei der Ausgrabung ihres Toten mit der Ausmalung einer plumpen Soldatenglorie, die für den morschen Staat höchst unfruchtbar ist und nach der die Zeit nicht verlangt. Und mit solcher Rede fangen sie die Menge!

Was also soll man zu dieser Fahnenflucht sagen? Motivirte Shakespeare hier schlecht oder verstand er das Volk nur zu gut? Ja, er kannte das Volk. Die römische Wölfin, die, gar nicht wölfisch mehr, auf den ersten Anschrei feig in ihre Höhle zurückflieht: Das ist nach siebenhundertjähriger Hämmerung und Schmiedung das Ende des römischen Charakters. Wir

sehen ein Volk, dem Treulosigkeit zum Grundzuge des Wesens geworden ist und das an nichts und Niemandem mehr hängt. Einst, wenn es dem Staat galt, sagte der Römer: „*mea res agitur, es handelt sich um meine Sache*“, und war, von höchstem Interesse befeelt, mitthätig auf der Bühne; jetzt sind ihm die öffentlichen Dinge zu einem von fern beklatschten oder ausgezifchten Schauspiel geworden, bei dem sich der Bürger von flüchtigen Einbrüden rühren läßt. Er verschwendet seine werthlose Neigung bald an Diesen, bald an Jenen, ergiebt sich heute dem Sieger und kehrt ihm morgen den Rücken zu. Und nicht die Gewaltigen dieser Erde, — nein: Jeder darf in Rom jetzt siegesgewiß sein, heute Marius und Sulla, dann Pompejus und Caesar, und zuletzt Marcellus und Flavius, Männer ohne Rang und Werth. . . Kann nun aber der Dichter, der dieses Bild zeichnete, wollen, daß wir es mit toten Augen betrachten? Er will, daß, seinen Worten weit vorausseilend, das tragische Gefühl in uns erwache, daß hier nichts Großes mehr sicheren Bestand hat. Der Geist, der die Geschichte der Nationen in ihrem Charakter vorgezeichnet sieht, wendet sein prophetisches Auge dem Imperator zu und sein stummer Blick fragt: wo ist der sichere Grund Deiner Herrschaft? Aber auch der sterbenden Republik gilt der vorahnend trauernde Blick, denn wenn ihre Flamme noch einmal auslodern wird, — was hat sie Anderes zu hoffen als Caesar? In diesem Augenblick wurde es ja offenbar, daß man ihrer nicht gedenkt, denn nicht die Erinnerung an die Brutusse, nicht der medusische Blick der Freiheit wars, vor dem die Anhänglichkeit an Caesar erblich, sondern der Name Dessen, der ein schlechterer Caesar gewesen. Was soll die Republik einem im Innersten schlecht und haltlos gewordenen Volk, das den Werth und die Würde der Selbstbestimmung nicht mehr kennt? Vielleicht, Geist des Junius, wird man bei Deinem Erscheinen noch einmal jauchzen, aber Dich festhalten, wenn Du da bist, und weinen, wenn Du scheidest, wird man nicht mehr, denn Rom hält Niemanden fest. Ob Diese oder Jene, ob Monarchisten oder Republikaner, sie mögen es Alle wissen, daß auf das Volk der Quiriten nicht mehr gebaut werden darf:

„Denn Römer haben
 Von ihren Ahnen zwar die Sehnen noch
 Und Glieder, aber ach — weh dieser Zeit! —
 Der Sinn von ihren Vätern ist erstorben.“

Einfach und schön entwickelt sich auf diesem Untergrunde das Charaktermotiv der Dichtung. Wenn wir plötzlich eines großen Leidens ansichtig werden, so regt sich kraft eines geheimnißvollen Triebes in uns Menschen allen, selbst in den verderbtesten, das Mitleid und wir sehen uns nach Hilfe um; und so blicken wir auch angesichts der ungeahnten Depravation des römischen Geistes betroffen umher, ob nicht der Himmel einen Retter senden

mag, der dieses Volk das Einssein und Festsein wieder lehrt und ihm die Liebe zum allgemeinen Wohle und die thätige Bemühung um dieses Wohl als Leitstern alles Strebens zurückgibt; denn nur, wenn den Römern solch ein Lehrer und Vater ersieht, ist Rettung noch möglich.

Aber gerade darum ist es jetzt nicht Jedermanns Sache, Führer zu sein. Inmitten eines kraftvollen Geschlechtes ist Ehrgeiz kein Unglück und Mißerfolg kein Verbrechen, denn hinter dem schlechten Führer steht ein Heer von Tüchtigkeit und Kraft; und was er verliert, wird leicht durch die Andern wieder gewonnen, deren hochgestimmte Herzen die Quelle des allgemeinen Wohlbefindens sind. Ist aber der Geist einer Bürgerschaft entkräftet und entnerot, dann bedeutet die Untauglichkeit des Führers den beschleunigten Untergang des Ganzen; und darum ist in einer solchen Gesellschaft der Ehrgeiz verhängnisvoll und darum ist es in den Tagen des Niederganges für Jeden, den das Gaukelbild des Ruhmes lockt, die oberste aller Pflichten, sich auch zu prüfen, ob er der Leitung gewachsen sei, und wenn er es nicht ist, sich ihrer zu entschlagen. Mit einem Wort: in schlimmen Zeiten noch mehr als in guten muß das Gefühl der Verantwortlichkeit größer sein als der Ehrgeiz.

Diese seit Jahrtausenden gepredigte Wahrheit ist so gewöhnlich und allgegenwärtig wie die Luft; Beweis dafür, daß ihr sogar der Volksmund in dem bekannten drastischen Worte: „Schuster, bleib bei Deinem Leisten“ Ausdruck gegeben hat. Allein sie hört auf, banal zu sein, wenn man sich erinnert, wie wenig sie nicht etwa bloß von den Volkverderbern, sondern von den Geschädigten, von den Völkern selbst, beherzigt wird. Ja, es ist schön, ihn zu träumen, den Traum von Größe und Ruhm; wenn aber ein Mann so sehr in dem Traum aufgeht, daß er für das Maß seiner Aufgabe und für den Umfang seiner Kräfte keinen Gedanken übrig hat, dann hat er mit jener sein verschleierte und oft schwer zu entziffernden Selbstsucht, die dem politischen Ehrgeiz meist eigen ist, die allgemeine Noth nur mit halbem Herzen beklagt und mit der anderen Hälfte des Herzens sie als Staffeln willkommen heißen, die ihm zur eigenen Erhöhung verhelfen soll. Und wenn er so, sein Glück mehr als das Glück seiner Nation träumend, ihr Schicksal in dem ungewissen Spiele eingesezt und verdienten Schiffbruch gelitten hat, dann ist es nicht Härte, wenn man ihn nicht nach der Schönheit, sondern nach den Früchten seiner Träume mißt und dem Ehrgeizigen Wehe ruft, der nicht ehrgeizig sein durfte und in dessen unberufener Hand eine letzte Flamme seines Volkes verging. So sollte über politische Charaktere geurtheilt werden; meist waltet aber ein milderer Geist und man liebt die Rächternheit nicht, die ungerührt von der sogenannten Majestät des Unglücks den Besiegten nach seinen Qualitäten befragt, um seinen persönlichen Antheil am Verluste festzustellen. Dabei mag die Bemerkung erlaubt sein, daß diese Verwechslung des Ur-

theils nicht nur in Oligarchien, sondern auch in Demokratien zu finden ist: ja, auch in Demokratien! In aristokratisch regierten Staatswesen ist es nur ein von Anfang an systematisch verfolgtes Ziel der Politik, die Menge überhaupt — und namentlich gegenüber den herrschenden Kreisen, denen ja der jeweilige Führer entnommen ist — vom Urtheil zu entwöhnen; in Demokratien aber wird der Geist des Volkes durch die Legion der Volksmänner selbst der Strenge des Urtheils entwöhnt, indem bei dem steten Wettlauf um die Volksgunst die sich empfehlende Mittelmäßigkeit langsam und allmählich die Meinung austreut und Wurzel fassen läßt, daß es übertrieben sei, von dem politischen Manne das Höchstmäß der Befähigung zu verlangen, und übertrieben, ihn, wenn er die Hoffnung täuscht, dem Scherbengericht zu überweisen. Der treue Sohn seines Volkes kann nun aber auf dem Wege dieses unbegreiflich unbürgerlichen Rechtsverzichts und der Urtheilsentäußerung nicht folgen und unterschreibt nur mit Vorbehalt das Wort, in das sich die politische Schädlichkeit wie in einen Panzer zu hüllen liebt: *In magnis voluisse sat est*. Denn es ist nicht wahr, daß es immer und überall genug ist, das Große gewollt zu haben, es ist nicht wahr, daß das Wischen guten Willens allein schon die Sünden der Impotenz wett macht. Mag uns der Bankerotteur hundertmal seine Millionenträume explizieren: wir fragen, ob seine Kinder jetzt nicht hungern; mag der treulose Diener noch so sehr auf Wiebergewinn gehofft haben: wir fragen, warum er fremdes Geld nahm und verlor. In jedem Lebenskreise wird so von dem Manne Erkenntniß und Erfüllung nächster natürlicher Pflichten, Erkenntniß und Abschätzung der eigenen Kräfte gefordert; und da sollte es auf öffentlichem Gebiete anders sein? Hier ist die Verantwortlichkeit größer, Menschenkenntniß, Einsicht in die Dinge, weise Berechnung, kluges Handeln nothwendiger als irgend sonst in der Welt. Hier, wo es um Blut und Leben Aller geht, dürfen wir am Wenigsten unser Vertrauen verschleudern, dürfen wir uns am Wenigsten mit schön geäußerten Ansichten begnügen, darf uns etwas Wolkenglanz am Wenigsten mit dem Erdscheit unserer Leuchte versöhnen. Und wenn je, so ist es hier gute Bürgerart, kalt, aufrecht und von falschem Mitleid frei, den Mann zur Rechenschaft zu ziehen, der nicht durch Ungunst der Umstände, nicht durch fremde Schuld und Verrath, nicht in heroischem Kampfe als Einer gegen Zehn, sondern durch die Schuld der eigenen anmaßlichen Kleinheit zu Grunde ging.

Und man mißverstehet mich nicht: nicht das Unglück als solches ist es, das wir dem politischen Charakter als Verbrechen anrechnen, denn wahrlich, Das wissen wir Alle, daß oft und oft, vom trojanischen Hector bis zum deutschen Siegfried, von Golgatha bis zu den sibirischen Feldern, herrliche Größe besiegt und ans Kreuz geschlagen worden ist; den hochgelangten Kleinen

aber, die, ohne Gefühl für ihre Verantwortlichkeit, in sträflichem Selbstvertrauen die Geschicke der Völker an sich reißen, um in angemachten Ehren zu schweigen, denen vergiebt die politische Moral nicht ihr Unglück.

Diese Betrachtung der Pflichten des politischen Charakters entfernt uns keineswegs aus dem Lichtkreise unserer Tragoëdie. Es ist kein Zufall — und wenn es Das ist, so ist es ein schöner Zufall —, daß Shakespeare den Wortführer der Menge von jenem Gewerbe sein ließ, dessen Name uns an das Sprichwort „ne sutor ultra crepidam — Schuster, bleib bei Deinem Leisten“ — erinnert; und den vollen Gehalt dieser Mahnung legt der trotzigste Plebejer in die Worte, die er an die Tribunen richtet, hinein. Er sagt, den Kopf hoch aufgerichtet:

„Ich mische mich in keines Mannes Geschäfte und auch in keines Weibes Geschäfte, ausgenommen mit der Schusterahle. Ich bin, rund herausgesagt, ein Wundarzt alter Schuhe; wenn sie in Gefahr sind, lege ich ihnen Pflaster auf.“

Das Volk lacht entzückt und die Tribunen verstehen ihn auch, denn sie brausen auf; scheinbar nur von sich sprechend, hat er ihnen zugerufen, Dinge gehen zu lassen, die sie nichts angehen, und bei ihrem Leisten zu bleiben. Aber wie das Stück weiter geht und nicht mehr die Tribunen, sondern Brutus und Cassius dem Caesar gegenüberstehen, bemerken wir plötzlich, daß jener Pfeil nur noch tiefer im Fleisch sitzt. Noch sprechen wir nicht von den Vor- und Nachtheilen der verschiedenen Regierungsformen, noch sprechen wir nur von dem Zwecke, den jede Herrschaft und Führung erfüllen soll: dem der Erhebung eines gesunkenen Volkes; und da blickt Shakespeare den beiden Männern tief ins Herz und, auf dem unveräußerlichen Boden der politischen Moral stehend, richtet er die Frage an sie, ob sie auch fähig sind, das übernommene Werk zu vollbringen . . . Dies ist die große Frage, vor der die selbstlose Bescheidenheit zusammenschauert und vor der die Nichtigkeit einmal dennoch beschämt zusammenbrechen muß. Hatte Cassius ein Recht, zu verlangen,

„ . . . daß Brutus in sich selber blicke
Und suche, was er nicht ist?“

Und that Brutus nach seiner Beschaffenheit gut daran, dem Freund auf der Bahn der Stürme zu folgen?

Wien.

W. W. W., W. W. W.



Neues von Hebbel.

Hebbels Nachlaß birgt eine Reihe von Gedichten, die bisher ungedruckt geblieben oder wenigstens keinen Platz in seinen Werken erhielten, trotzdem sie ihn sehr wohl verdienen. Es wird vielleicht interessieren, einige dieser Dichtungen kennen zu lernen. Sie stammen aus den verschiedensten Perioden und zeigen alle Seiten von Hebbels Wesen. Das erste versetzt uns in die Zeit, da Hebbel in Hamburg das harte Brot der Gnade zu essen verdammt war. Amalia Schoppe, geborene Weiße, sorgte zwar mit größter Güte für ihn, es mangelte ihr jedoch tieferes Verständniß für die schwierige Stellung, in der sich der Zweinundzwanzigjährige befand. In Wesselburen waren allerdings seine Verhältnisse drückend genug gewesen, allein er stand auf eigenen Füßen, hatte seinen Posten in der Beamtenhierarchie mit eigenem Wirkungskreis und mancher Nothvollkommenheit; eine Gruppe von Freunden stand zu ihm, als Schriftsteller genoß er ein gewisses Ansehen. Nun, in Hamburg, war er abhängig, Schüler, bevormundet und geleitet bis ins Kleinste. Die Schoppe muthete ihm Manches zu, was seinen Stolz verletzte; besonders quälte sie ihn durch kleine Sticheleien. So hatte sie ihm auf dem Stadtdeich eine Wohnung verschafft, wo Elise Lenjing bald Hebbels guter Engel wurde: die Schoppe ließ allerlei Bemerkungen fallen, so daß Hebbel bereits nach sechs Wochen, am fünften Mai 1835, auszog. Damals schrieb er in sein Tagebuch: „Ich habe wohl Ursache, den sechs Wochen . . . ein kleines Denkmal zu setzen, denn so wie mir die Güte gleich beim Eintritt entgegenkam, habe ich die Liebe mit fortgenommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir; wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden.“ Wenige Tage darauf, am fünfzehnten Mai 1835, dichtete Hebbel das schöne Sonett „Ein Gebet“, das bisher ungedruckt ist. Es lautet nach der weimarer Handschrift:

Ein Gebet.

Sie hielt mich fest und inniglich umfangen,
 Sie freute sich und nannte sich beglückt,
 Dann hat sie stumm zum Himmel aufgeblickt . . .
 Da sagte mich ein seltsames Verlangen.

Sie war mir rein und göttlich aufgegangen,
 Sie schien dem Kreis des Lebens still entückt
 Und menschlich weinend, aber doch entückt,
 Als sanfte Mittlerin des Herrn zu prangen.

Ich sagte: bit' für mich in dieser Stunde!
 Da fühlte ich mich glühender umwunden
 Und heiß, wie nie, geküßt von ihrem Munde,

Indeß ihr Auge himmlisch sich verklärte.
 Und was sie betete und Gott gewährte,
 Das hab' ich tief an ihrem Fuß empfunden!

Dieses Gedicht, das Hebbel selbst nach seiner Gepflogenheit datirte, trägt die Unterschrift „R. F. Hebbel“, deren er sich, an einem Druckfehler festhaltend, während seiner ersten Zeit immer bediente. Wichtig ist, daß Hebbel, selbst im Anfange seines Verhältnisses und trotz seiner Zuneigung zu dem Mädchen, zwischen Elise und seiner „zukünftigen Frau“ einen Unterschied macht, also selbst im ersten Feuer nicht an eine Ehe mit ihr denkt.

Wahrscheinlich in die selbe Zeit muß das nachstehende Gedicht versetzt werden, denn im Tagebuch lesen wir unterm zwanzigsten April 1835 die folgende Bemerkung: „Sehr oft ist das Wiedersehen erst eine rechte Trennung. Wir sehen, daß der Andere uns entbehren konnte, er betrachtet uns wie ein Buch, dessen letzte Kapitel er nicht gelesen hat, er will uns studiren und wir haben ihn ausstudirt!“ Und in einem ungedruckten Theil des Tagebuches bemerkt Hebbel am zweiten September 1836: „Mensch mit Mensch im Verhältniß, will immer Steigerung dieses Verhältnisses, wenigstens die Möglichkeit derselben. Darum ist der Kulminationpunkt solch eines Verhältnisses oft zugleich der Gefrierpunkt; darum läßt sich so selten an ein wahres Verhältniß zwischen Verheiratheten und Unverheiratheten denken. Wie oft mögen Freunde sich entzweien, bloß, um sich wieder versöhnen zu können.“ An solche Einfälle gemahnt uns der Inhalt der drei Strophen, die ohne Datum unter dem Titel „Einem Freunde“ sowohl von Hebbels eigener Hand als in einer fremden Abschrift erhalten sind. Die Ausführung könnte freilich auch später erfolgt sein; es wäre möglich, daß die Erfahrungen mit Alberti, über die sich Hebbel in ungedruckten Theilen seines Tagebuches breit und leidenschaftlich äußert, das Gedicht veranlaßten.

Einem Freunde.

Leb' wohl, mein Freund! Wir sah'n uns einst nur kaum
 Und waren gleich gewiß, uns zu versteh'n;
 Dann hielten wir uns fest, doch wars ein Traum,
 Drum trennen wir uns jetzt bei'm Wiederseh'n!

Leb' wohl! Du selber hast es ja gewollt!
 Mein Geist erträgt es leicht, denn er erkennt:
 Was uns erst ganz vereinigen gesollt,
 Das, und nur Das, hat uns so ganz getrennt!

Wir wollten Eines werden auf der Welt,
 Daß auch die kleinste Scheidung nicht mehr sei,
 Und wurden, wies im Leben öfter fällt,
 Erst dadurch, und für immer, völlig Zwei!

Im Mai 1842 lesen wir im Tagebuch, wohl als Abkürzung des ganzen Gedichtes, den Spruch:

Zwei wollen Eines werden,
 Daß keine Scheidung sei,
 Und werden oft auf Erden
 Erst dadurch völlig Zwei.

Wir können nicht bloß hier bei Hebbel beobachten, daß er ein längeres Gedicht verwarf und das Motiv nur in einem kurzen Epigramm festhielt. Das zeigte sich schon bei jener „Antwort“, die ich zuerst in der „Zukunft“ mittheilte; aus ihr entstand durch Verdichtung das Epigramm „Grundbedingung des Schönen“. Eben so machte es Hebbel mit seinem politischen Gedicht über den Waffenstillstand zu Kalmö. Deshalb müssen wir auch das Gedicht „Einem Freunde“ für älter als den Spruch halten. Ich erwähne hier sofort zwei Gedichtchen aus späterer Zeit, weil wir bei dem zweiten den selben Vorgang beobachten können.

Narrisch.

Alt geboren, rückwärts wachsend,
 Jünger, immer jünger werdend,
 Nie auf einem Punkt verharrend,
 Bis man, wieder Keim geworden,
 Im Bewußtsein alles Dessen,
 Was der Arcis des Lebens bietet,
 Jene Kraft, die, durch die Schöpfung
 Sich verbreitend, spritzten Dante,
 Fesselte im Allerengsten.

Wachse nicht!
 Ueber Deinem Haupte
 Hängt ein spitzes Schwert.
 Wachse nicht!
 Dir an jeder Seite
 Starrt ein spitzer Dolch.
 Wachse nicht!
 Wächstest Du nach oben,
 Dringt das spitze Schwert Dir
 Ins Gehirn.
 Wachse nicht!
 Wächst Du in die Breite
 Dringen beide Dolche
 In die Seite Dir!

Dieses zweite Gedicht erinnert an ein Epigramm, das Hebbel im Mai 1846 unter manchen Notizen dem Tagebuch einverleibt:

Dichte, Dichter, nur halte Dich in den Grenzen der Bühne!
 Wachse, Knabe, nur nie über den Maßstab hinaus!

Unmittelbar darauf bemerkt Hebbel im Tagebuch: „Du verlangst zu viel! Ich verlange, was ich gebe, freilich ist's zu viel!“ Und auf der Rückseite deszettels, auf dem unsere beiden Gedichte stehen, lesen wir: „Wohl ist Das viel, auch will ich's nicht umsonst.“ Die Uebereinstimmung ist jedenfalls bedeutend; darum wäre die Verweisung beider Gedichte in die wiener Zeit nicht unwahrscheinlich. . .

Am dreiundzwanzigsten November 1837 schreibt Hebbel aus München an seine hamburger Freundin Elise Lensing (Briefwechsel I, S. 59), ihm hätten die letzten vier Wochen nach einer langen Pause endlich wieder einige Gedichte gebracht; eins, „Der blinde Orgelspieler“, schreibt er ab, von den übrigen theilt er, „um Raum zu ersparen, bloß die Titel mit: 1. Der König (Romanze). 2. Stille. 3. Welt-Ende. 4. Zwei Wanderer (Romanze).“ Nur das letzte Gedicht findet man unter dem Titel in den Werken (Krumms Ausgabe VII, S. 118 f.); es ist nach Hebbels Angabe am zwanzigsten November entstanden. Die Romanze „Der König“ wird man vergebens suchen, doch möchte ich dahinter das am einunddreißigsten Oktober 1837 verfaßte Gedicht „Vater und Sohn“ vermuten, das Hebbel in die Gesamtausgabe seiner Gedichte nicht aufnahm; es steht bei Krumm VIII, S. 152f. Die beiden anderen im Briefe genannten Gedichte sind bisher unbekannt; vom „Welt-Ende“, das man wohl nicht mit „Heimkehr“ (VII, S. 151) identifiziren darf, fand ich bisher keine Spur, dagegen glaube ich, „Stille“ nachweisen zu können. Unter den weimarer Papieren liegt als Ausschnitt aus einer mir verborgen gebliebenen Zeitung ein Feuilleton mit folgendem Gedicht, unterzeichnet „Friedrich Hebbel“.

Stille! Stille!

Freue Dich! doch jauchze nicht!
Ist der finstre Geist bewungen?

Ach, er ist nur eingesungen!
Tiefste Stille sei Dir Pflicht.

Deinen Seufzern hört' er zu,
Deinen halb erstickten Klagen,
Sieh, da nickt' er mit Behagen.
Endlich ein und ließ Dir Ruh'.

Und Dein guter Genius
Drückt nun schnell auf jede Blüthe,
Die im Knospenschloß erglühete,
Wodend den Erlösungsfluß.

Schau nun, wie das Leben quillt,
Wie, zu Luft und Sonne drängend,
Jede, ihre Hülle sprengend,
In die Frucht hinüber schwillt.

Doch umtanze nicht den Baum,
 Daß der Dämon nicht, erwachend,
 An' das junge Leben lachend
 Knickt; er thut es schon im Traum!

Die Stimmung dieses Gedichtes paßt sehr gut in die münchener Zeit Hebbels; auch der Ausdruck würde nicht widersprechen. Möglich also, daß wir dieses in den Werken fehlende Gedicht dem Spätherbst 1837 zuzählen dürfen.

Unzweifelhaft nach München gehören zwei Strophen, durch die wir in Hebbels Stimmung nach dem Tode seines jungen Freundes Emil Rousseau versetzt werden. Dieser hatte in München promovirt, wobei Hebbel als Opponent mitwirkte, war dann nach Ansbach gereist, wo sein Vater lebte; Hebbel sollte nachfolgen. Aber bald kam die Nachricht, daß Emil sich unwohl fühle, an Kopfschmerzen leide; es stellte sich ein gastrisches Fieber ein, dessen Verschlechterung der Vater fürchtete, wenn Hebbel nach dem Wunsch Emils zu Besuch käme. Doch die Krankheit ging ihren Weg; am zweiten Oktober 1838 machte das Nervenfieber dem Leben des Freundes ein Ende. Man braucht nur die Briefe während dieser Zeit zu lesen, die Hebbel an die Familie und an Elise richtete, um zu sehen, wie tief er durch diesen neuerlichen Verlust — einen Monat vorher war seine Mutter gestorben — und durch seine Grübeleien über Rousseaus Tod erschüttert wurde. Am dreizehnten November sah er Rousseaus Schwester Lotte, die von Italien zurückkam, und mit ihr wechselte er nun verschiedene Briefe; schon am vierzehnten November schreibt er ihr: „Das Andenken an meinen Emil, das unendlich viele meiner Stunden ganz ausfüllt, hat neulich ein paar Gedichte in meiner Seele geweckt. Sie sind die ersten, aber gewiß nicht die einzigen. Das eine, auf einem träumerischen Spaziergang in der Dämmerung entstanden, hat mich — ich möchte sagen — selbst gewissermaßen beruhigt; das zweite, in näherem Bezug auf den theueren Entschlafenen, übt wohl weniger einen lindernden Einfluß.“ Im folgenden Briefe vom neunundzwanzigsten Dezember 1838 bedauert Hebbel, die gewünschte Grabchrift nicht sofort beilegen zu können, er vermochte sich bis jetzt nicht zu genügen. Mit klaren Worten spricht er darüber, daß ihm Alles, was mit überwältigender Gewalt seine ganze Seele erfüllt, entweder nie oder doch erst spät zur Poesie werde. „Ich habe diese Erfahrung schon mehrfach gemacht, besonders auch in der letzten Zeit. Es ist mir ein Bedürfniß, die beiden geliebten Toten, die ich so innig betrauerne, auf so würdige Weise zu feiern, als mein geringes Talent mir verstattet, auch ist mir Bild und Idee längst im Geist aufgegangen, nur will die Ruhe und Klarheit, ohne welche sich nicht an die Ausführung denken läßt, noch immer nicht kommen.“

Das eine Gedicht von dem Hebbel spricht, „auf einem träumerischen

Spazirgang in der Dämmerung entstanden“, kann nur „Abendgefühl“ vom siebenzehnten Oktober 1838 sein:

Friedlich bekämpfen
Nacht sich und Tag.
Wie Das zu dämpfen,
Wie Das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
Schläfst Du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
Sage, was wars doch, mein Herz?

Freude, wie Kummer,
Fühl ich, zerrann,
Aber den Schlummer
Führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz wie ein Schlummerlied vor.

Das zweite Gedicht sucht man vergebens in den Werken; vielleicht haben wir es in den folgenden Strophen zu erkennen, die auf einem kleinen Blättchen des Nachlasses stehen und uns an die Verse vom einundzwanzigsten September 1837 (Briefwechsel I, S. 58) erinnern; die haben sicher „näheren Bezug auf den Entschlafenen“.

An mein Herz.

Ah Herz, mein Herz, Du kannst noch schlagen,
Und doch ist hin, für was Du schlägst?

Ah Herz, mein Herz, was kannst Du tragen,
Da Du des Freundes Tod ertrugst.

Wohl fühl' ichs, bricht ein Leid Dich nimmer,
So stärkt es Dich, Du armes Herz!

Der Freund ist tot; Du schlägst noch immer,
Weh! nun erträgst Du jeden Schmerz!

Von Hebbels Versuch, den Toten würdig zu feiern, besitzen wir in einem unvollendeten Gedichte des Nachlasses eine Spur. Wir wissen, daß Hebbel von Rousseau bald nach dem Verluste wiederholt träumte: er erwähnt es im Tagebuch. An Elise schreibt er am fünften Oktober 1838 über sein letztes Zusammensein mit dem Freunde: „Er reiste am zweiten September, einem Sonnabend, nach Ansbach ab. Ich stand des Morgens in der Frühe um vier auf und ging noch zu ihm; wie mich Das jetzt erfreut, kann ich Dir kaum sagen; wir waren doch noch bis sechs Uhr, wo der Wagen vorkam, beisammen. Ich umarme ihn, der in Kraft und Gesundheit blühend vor mir steht; es war unter uns abgemacht, daß ich in vier Wochen nachkommen sollte. Noch ein Handschlag, 'Grüße an die Deinigen' und der Wagen rollt fort.“ Von dieser Abschiedsszene geht Hebbel in seinem Gedicht aus, indem er episch die Ereignisse behandelt. Aber mitten im Fluß wird die Arbeit unterbrochen, bei Vers 25 mit neuer Feder aufgenommen und wieder nicht zu Ende gebracht. Man fühlt es dem Dichter nach, daß er noch nicht die nöthige „Ruhe und Klarheit“ errungen hat. Das Bruchstück lautet:

- Still und heimlich war der Morgen,
Tief die Sonne noch verborgen;
Erstes Licht aus Ostens Thor,
Luoll jungfräulich zart hervor.
- 5 Frisch im Geist uns schon ergehend,
Sprachen wir, am Fenster stehend,
Wenig von der Trennung Wehn,
Aber viel vom Wiedersehn.
- Und die dicken Nebel rissen,
10 Und aus all den Finsternissen
Trat die Sonne, voll und rein,
In die stumme Schöpfung ein.
- Und hinan zum Himmel blickend,
Nießt Du, warm die Hand mir drückend,
15 Daß ichs noch empfinden mag:
Sieh, es wird der schönste Tag!
- Rasch dann in den Wagen steigend,
Dich noch einmal zu mir neigend,
War vom rothen Morgenlicht
20 Hell verklärt Dein Angesicht.
- Rehrend in des Zimmers Enge,
Seh ich nun durch Duft und Klänge
Bei der lindem Püfte Spiel
Stets Dich ziehn zum schönsten Ziel!
-
- 25 Bald erscholl das Wort: sie haben
Deinen treuen Freund begraben;
Doch des Abschiedsmorgens Bild
Trat vor meine Seele mild.
- Sanft im reinen Licht erglühend,
30 Weiter, immer weiter ziehend
Seh ich Dich von Stern zu Stern
Gilen —
- Du wurdest stumm für mich,
Und ich wurde blind für Dich!

Als er dann seiner ersten Gedichtsammlung das Widmungblatt: „Dem Andenken meines Freundes Emil Rousseau!“ vorsetzte und 1841 zu Hamburg die „Widmung“ verfaßte (Krumm VII, S. 136 f.), da fiel ihm die Schlußwendung wieder ein; und nun spricht sein Geist: „Er ist nun stumm für mich geworden . . . ich nun blind für ihn.“

Und noch ein Gedicht begann Hebbel, das Rousseau geweiht werden sollte; es knüpft an den Traum an und beginnt:

Was war Das für ein Träumen
In der verfloffenen Nacht!
Noch müssen die Adern mir schäumen,
Obgleich ich längst erweckt.

Ein Jüngling, frisch und blühend,
Stand da im Morgenlicht,
Die Augen Flammen sprühend
Und edel das Angesicht.

Mehr ist nicht erhalten. Hier sollte wohl jene „wunde Süßigkeit“ zu Wort kommen, in die Hebbel nach seinem Geständniß durch den Traum versetzt worden war. Seine Vorschläge für die Grabchrift sind aus den Briefen an Lotte Rousseau und aus dem Tagebuch bekannt.

Das folgende Gedicht dürfte wohl auch in die münchener (oder die hamburgere) Zeit zu verlegen sein, nach der Schrift und dem Papier ist Das wahrscheinlich. Die vierte Strophe hat Hebbel am Rand nachgetragen.

Kinderlos.

Es war an einem klaren Sommermorgen,
Da trug man still an mir vorbei den Sarg,
Der, unter Erstlingstropfen hold verborgen,
Den zarten Leichnam eines Kindes barg.

Die blasse, thränenlose Mutter folgte,
Erst starrte sie ins schwarze Grab hinein
Und dann, damit den Schmerz sie ganz erdolchte,
Rief sie noch einmal öffnen sich den Schrein.

O, welch ein Bild! Es schienen Tod und Leben
In diesem lächelnd-heitern Angesicht
Sich durch das schönste Wunder zu verweben,
Der Knabe starb, allein man glaubt es nicht.

Vom Leben maienhaft-verschämte Hülle,
Bescheiden noch nach innen nur gewandt;
Vom Tod die gottheitschwere heil'ge Stille,
Die ihr verbürgt den ewigen Bestand.

Dumpf werden nun die Nägel eingeschlagen;
Als hätt' er Eile, taucht der Sarg hinab,
Rasch fällt der frische Weis, der ihn getragen,
Mit duftiger Erde jekt das kleine Grab.

Die Mutter will vergehn in Thränengüssen,
Ich deute stumm empör zum Himmelszelt;
Ach, ruft sie aus, daß Kinder sterben müssen,
Das ist das schwerste Räthsel dieser Welt.

Mein Knäblein, bis ans Ende roth und munter,
 Hat lustig um sein Grab herum gespielt,
 Da zieht ihn schnell der dunkle Arm herunter,
 Der unterm Ruß fast mir den Liebling stiehlt.

Unter den zahlreichen Notizen, die Hebbel zwischen dem einundzwanzigsten Februar und dem dreißigsten März 1845 in Rom wahrscheinlich aus seiner Brieftasche dem Tagebuch einverleibt, findet man die Anekdote: „Zwei duelliren sich, Keiner trifft, aber die erste Kugel jagt einen Hasen auf, den die zweite tötet; den verzehren sie beim Versöhnungschmaus.“ Am zehnten April 1845 machte er daraus folgendes Gedicht:

Ein Hasen-Schicksal.
 (Volksthümlich.)

Zwei Freunde duelliren sich;
 Warum? ist schwer zu sagen,
 Es gilt ja gleich, aus welchem Grund,
 Wenn man sich nur geschlagen.

Der Erste schießt, die Kugel fehlt
 Und wählt sich in den Hasen,
 Doch aus dem Neste scheucht der Knall
 Den feigsten aller Hasen.

Er eilt von dannen überquer,
 Da schießt der Zweite eben,
 Auch Dieser trifft nicht, doch sein Ball
 Raubt unserm Raß sein Leben.

Kam reichen Beide sich die Hand —
 Die sind ja nicht von Eisen —
 Und werden beim Versöhnungschmaus
 Den Hasen gleich verpeisen.

In dieser flüchtig verfaßten Anekdote haben wir eins der wenigen komischen Gedichte Hebbels; es verdiente die Mittheilung hauptsächlich deshalb, weil der Dichter in Rom wenig heiter, von Sorgen um sein weiteres Schicksal gequält, von Zweifeln über sein poetisches Schaffen gefoltert war und geradezu Noth litt. Er kam deshalb auch in trauriger Verfassung nach Wien; von den Folgen der Malaria physisch hergenommen, von den trüben Ausichten in die Zukunft psychisch zermürbt. In Italien war er genöthigt, Schulden zu machen, um sich und Elise Lensing zu erhalten. Wir können geradezu behaupten, er ging damals einer Bohémeeexistenz in Hamburg entgegen, der seine feinsinnige Natur auf die Dauer nicht gewachsen war. Hebbel schreibt über seine Lage: „Ich verließ Italien, weil ich dort nicht länger verweilen konnte, wenn ich nicht meine Schulden bis zu einem unabtragbaren Grade erhöhen wollte; ich kam nach Deutschland zurück, ohne die geringste

Aussicht zu haben . . . es war eine verzweifelte Situation.“ Das furchtbare Wort seines Solo, das er aus der *Genoveva* gestrichen hatte: „Eine Welt, die mich zu Dem machte, was ich bin, darf ich lassen!“ schien auf den Dichter selbst Anwendung zu finden. Er dachte — an die Pistoie.

Da lernte er in Wien *Christine Enghaus* kennen, sie gab ihn sich selbst zurück, sie richtete durch ihre Liebe den *Jagenden* auf und entschied sein Geschick. Er blieb in Wien, heirathete, gründete sich eine bürgerliche Existenz und überwand das Furchtbare der letzten Zeit, auch in der Dichtung. Aus *Italien*, dem Lande der Schönheit, brachte *Hebbel* jene zwei Dramen mit, die wohl am Allerstärksten von der Linie der Schönheit durch ihre furchtbare Darstellung der gesellschaftlichen Schäden abweichen: „*Julia*“ und „*Ein Trauerspiel in Sizilien*“. Das erste Drama, das auf dem Boden Wiens unter dem veredelnden Einfluß der Gattin entstand, war dann „*Herodes und Mariamme*“. Der Abstand gegen die beiden früher genannten Werke läßt uns deutlich fühlen, wie für *Hebbel* die Verbindung mit *Christine Enghaus* Epoche macht. An zarten Huldigungen hat es der Dichter nicht fehlen lassen, während der Mann in seinen Briefen oft die rührendsten Ausdrücke für seine tiefe Liebe fand. Unter den ungedruckten Versen findet sich eine schlichte Strophe, die in ihrer einfachen ungesuchten Sprache so recht zeigt, was *Hebbels* Herz für seine Gattin fühlte; sie stammen vom ersten Dezember 1847:

An *Christine*.

Die Trennung von der Liebsten zeigt mir an,
Wenn auch die kleinste schon mit Schmerz durchhaucht,
Daß man von seinem Leben scheiden kann,
Und doch nicht gleich darum zu sterben braucht!

Anderer Huldigungen, die *Hebbel* seiner Frau auch als Künstlerin darbrachte, direkt am Schönsten in der Widmung seiner „*Nibelunge*“, indirekt durch Nachzeichnung ihres Charakters in der *Mariamme* und der *Rhodope*, sind aus *Hebbels* Werken bekannt. Eine besondere Gruppe bilden aber ungedruckte Gedichte, die *Hebbel* für sein Töchterchen *Titel* verfaßte, wenn es galt, der geliebten Mama zu irgend einem Festtage Glück zu wünschen. Von dieser Gruppe seien wenigstens Proben gegeben; so eins zu Weihnachten 1858:

Bei dem schönen Weihnachtsfeste
Dacht' ich schon in meinem Sinn:
Du bist doch noch nicht das Beste,
Wenn ich auch recht glücklich bin!

Wenn der Tannenbaum auch funkelt,
Mit so manchem gold'nen Band,
Dennoch wird er ganz verbunkelt
Durch die treue Mutterhand.

Welche Lust der Baum auch kündigt,
Er erlischt in einer Nacht,
Doch die theure Hand entzündet
Jahr für Jahr die neue Pracht.

Jede Blume soll sie pflücken,
Welche Deinen Blick erfreut,
Und damit die Brust Dir schmücken:
Darauf läßt Dein Kind Dich heut!

Man darf bei diesen wie den folgenden, wohl ins Jahr 1860 gehörenden Versen nicht vergessen, daß solche „Hauspoesie“ für das Töchterchen bestimmt war, sich also ihrer Altersstufe anbequemen mußte. Unter den folgenden Glückwunsch, der Hebbels Konzept aufweist, schrieb Titele: „Danke schön, lieber Papi, für das Gedicht.“

Manches Jahr bin ich gekommen,
Und was ich Dir dann versprach,
Hast Du immer gern vernommen,
Wenn ichs auch zuweilen brach.

Heut' gelob ich Dir das Alte
Noch einmal, wie am Altar,
Und daß ich es endlich halte,
Dafür bürgt mein zwölftes Jahr!

Diese Blumen, die ich bringe,
Welken bald und trocken ein,
Doch der Kranz, um den ich ringe,
Soll von ew'ger Dauer sein.

Ein anderes, „Zum Geburtstag für Mama“, verweist in noch frühere Zeit, da Titele kleiner war; deshalb leiht ihr Hebbel die Worte:

Laßt die Kleinen zu mir kommen!
Sprach der Herr und dieses Wort
Hab' ich, Kleine, wohl vernommen
Und nun komm ich fort und fort.

Ist man aber wohl gelitten,
Wies bei Ihm die Kinder sind,
Darf man auch um Etwas bitten
Und so bitt ich denn geschwind.

Doch ich bitte nicht um Gaben
Für mich selbst, ich bin zu klein,
Um schon einen Wunsch zu haben,
Nein, ich fleh' für Dich allein.

Wöge Er Dir reichlich Spenden,
 Der da hält den Herrscherstab,
 Und aus Deinen milden Händen
 Fällt für mich das Meine ab.

Aus allen Aeußerungen Hebbels über seine Gattin hören wir heraus, was er ihr Weihnachten 1854 in eine Prachtausgabe der vossischen Homerübersehung schrieb:

Wöge der alte Homer, der größte der Dichter, Dir sagen,
 Daß Du mir Helena bist, aber Penelope auch.

Im Verhältnis zu seiner Familie zeigt sich Hebbel von seiner schönsten Seite, von einer Kindlichkeit, die etwas Rührendes hat. Aber seine Milde tritt auch sonst häufig hervor, und so unerbittlich er als Kritiker sein konnte, eben so sehr ist er bereit, fremde Leistungen anzuerkennen und zu preisen, wenn sie ihm Achtung abringen. Eduard Kulle berichtet in seinen wichtigen „Erinnerungen an Friedrich Hebbel“ (Wien 1878, S. 93), mit welchem Staunen Hebbel die Wunderthaten des Rechenkünstlers Zacharias Dase betrachtete, während er freilich durch die Unterhaltung mit dem unbedeutenden Menschen arg enttäuscht wurde. Trotzdem schrieb er „In das Stammbuch Zacharias Dases, des Rechenkünstlers“ folgendes Gedicht, das wohl Ende der fünfziger Jahre zu datiren ist, da Dase schon 1861 starb; wann er sich in Wien aufhielt, vermag ich nicht festzustellen.

Wenn die Natur die allgemeinen Gaben
 In einem Einzelnen zum Gipfel steigert,
 Ruh' sie ein großes Ziel vor Augen haben,
 Da sie dem bloßen Spiel ihr Höchstes weigert.

So bist auch Du nicht in die Welt gesendet,
 Weil wir erstaunen und bewundern sollen:
 Empor zum Himmel sei Dein Blick gewendet,
 Wo Millionen Sternenkugeln rollen.

Ein zweiter Keppler wird vielleicht geboren,
 Sobald Du ihm erst Weg und Strg bereitest.
 Und sicher geht er sich und uns verloren,
 Wenn ihn der Faden, den Du spinnst, nicht leitet!

Ich greife diesmal aus meinen Sammlungen noch ein Gedicht heraus, das nur in Abschrift erhalten ist; es dürfte die Stimmung aussprechen, die Hebbel beherrschte, da er am fünfundzwanzigsten April 1857 mit einer heftigen Erkältung bei einem furchtbaren Wetter in Hamburg eintraf und wenig Freude während seines kurzen Aufenthaltes erlebte.

Hamburg.

Enge Straßen, dumpf und düster,
 Daß man fast darin erstickt,
 Wenn die Erde faule Dünste
 Und der Himmel Regen schickt;

Ach! die Tropfen, die da fallen,
 Scheint der klare Kether nicht,
 Scheint ein voller Schwamm zu geben,
 Der sich, ausgebrückt, erbricht.

Eben angekommen, lockte
 Mich ein Sonnenstrahl hinaus;
 Aber dieses Schauerwetter
 Treibt mich gleich zurück ins Haus.

Unter jenem Thormweg suche
 Ich verdrießlich etwas Schutz;
 Doch der Haushund wills nicht dulden,
 Bähneseltschend heult er Trutz.

Dennoch labet, heiser dudelnd,
 Mich ein Veyerlasten ein,
 Mir aus Allem nichts zu machen
 Und vergnügt und froh zu sein.

Diese Proben ungedruckter und unbekannter Gedichte werden hoffentlich von Neuem beweisen, daß eine wirkliche Gesamtausgabe der Werke Hebbels manches Interessante und Bemerkenswerthe dem alten Stande hinzufügen könnte. Ich habe mit Absicht einige der flüchtigsten Produkte Hebbels angeführt, um zu zeigen, daß der Dichter sich niemals verleugnet, sondern selbst dem Unvollendeten seinen Stempel aufzudrücken versteht. Seine Bedeutung als Lyriker ist noch immer nicht genügend erfasst und doch steht sie seiner Bedeutung als Dramatiker nur wenig nach. Hebbel war sich ihrer auch bewusst. Unter den vorhin veröffentlichten Gedichten verdienen aber einige, vor Allem das Sonett „Ein Gebet“ und das tief sinnige „Stille! Stille!“, einen ersten Platz in der Sammlung seiner Lyrik.

Lemberg.

Professor Dr. Richard Maria Werner.



Der Traum vom Totenreich.

Mit einem lähmenden Gefühl von Nachtlosigkeit sank ich zu Boden, als die Keule meines Feindes auf mein Haupt niedersaupte. Als ich mein Bewußtsein wieder erlangt hatte, war ich in einer Gegend, die ich niemals vorher gesehen hatte, und eine Wohnung sagte mir, daß Helheim mich jetzt zu den Seinen zähle. Eine seltsame Beleuchtung lag über Allem, was ich sah. Es war mir unmöglich, zu sagen, ob Tag oder Nacht herrsche. Dämmerung konnte ich das wunderliche Hellbunzel auch nicht nennen; es war ein Mangel an Sonne, ein halber, ruhender, toter Glanz in der Luft. Alle Erinnerungen an das eben verlassene Leben beschäftigten lebhaft meinen Geist und ich dachte, ich hätte diese Beleuchtung schon einmal während meines Lebens gesehen. Es war in der Nacht, als wir Halsten und seine Leute beim Belage überraschten: Winter war es und die Ebenen warfen das Licht des Schnees zurück; hinter schweren, vorüberziehenden Wolken stand der Mond und durch von Zeit zu Zeit anklassende Risse und Spalten warf er schein einen düstern Schein über die Erde. Jetzt war der Himmel wolkenlos und ich glaubte, daß ich, so hoch ich wollte, in die Luft schauen könnte. Der Blick verirrete sich oben aber in graue Nebel, nicht, wie einst, in das leuchtende Blau, das die Farbe am Himmel Widgards bildet.

Alle Farben schienen mir sonderbar gedämpft und matt; die größeren Gegenstände konnte ich unterscheiden, aber der Grassteppich des Bodens und am Horizont der Wald waren für mich nur glatte Flächen. Dicht neben mir stand eine Birke; ich sah ihre Umrisse und ihren mattglänzenden Stamm, aber ihr Laub verschwamm meinen Augen zu einem Schleier und es sah aus, als wäre der ganze Baum mit Spinnweben bedeckt: so sahl war sein Grün.

Ich schritt einen schmalen Weg zwischen weit ausgebuchteten Wiesen entlang. Hinter ihnen und rechts von mir sah ich einen See schimmern; schwarz und glanzlos starrte mir sein Wasser entgegen, während zu meiner Linken sich ein langer Berggräben erhob, der mit hohen, dünnen Bäumen bewachsen war. Etwas in meinem Innern sagte mir, daß die Zweige dieser Bäume stets unbewegt in der feuchten, lauen Luft hängen müßten. Die Wiesen vor mir wurden von einem Bach durchschnitten. Er führte zu dem See, den ich eben vor mir schimmern sah; aber keine Bewegung war in seinem Wasser sichtbar. Still lag es zwischen den Gesträuchen der Ufer und zwischen den schimmernden Laichkräutern und den flachen Ritzblumen, die so unbeweglich schienen, als seien sie mit Senfsteinen angebunden, da weder Wellen noch Strömung sie weiter trieben. Ich ging über die Brücke und folgte dem Wege, der in Windungen am Waldbahang zum See hinabführte. Ein Druck von Zweifel und Ungewißheit lag auf meinem Herzen. Die Todesstille der Gegend machte mich beklommen. Es war, als ob Alles ringsum begriffe, daß nichts hier je anders werden würde. Ich sah ein, daß Menschen hier lautlos gehen und flüsternd mit einander sprechen müssen; ich sah ein, daß hier nur ein Schatten-dasein möglich sein könne.

Da fühlte ich, daß ich nicht länger mehr allein war. In meiner Nähe war ein anderes menschliches Wesen. Wie es sich mir genähert hatte, wußte ich nicht; ich wußte nur plötzlich, daß es da war; aber ich fühlte keine Furcht, obgleich es so plötzlich auf mich gekommen war. Eine lange, schattenhafte Gestalt. Von ihren Schultern hing ein graues Gewand bis zur Erde hinab, dessen Stoff mich unglaublich dünn dünkte. Wie hinter einem Schleier sah ich ihr Gesicht; und als ich sie rüchtig betrachtete, erkannte ich die Büge wieder. Es war meine Gattin. Sie hatte sich nicht verändert, trotzdem wir seit Jahren getrennt waren: jung wie einst, als sie von mir ging, hatte sie mich an den stillen Bestaben erwartet. Nur war jetzt ihre Gesichtsfarbe blutleer und bleich; die Wange glied dem fahlen Blütenblatt einer verwelkten weißen Anemone und die braunen Augen waren rüthelhaft tiefer. Wir wechselten einen Blick. Das war Alles. Zwischen uns bebürfte es keiner Worte. Um zu erkennen, ob ich das selbe graue Schleiergewand trüge, versuchte ich, am eigenen Körper herunterzublicken; aber das Auge traf nichts Festes, sondern glitt zur Erde, ohne zu finden, was es suchte: es war mir unmöglich, mich selbst zu sehen. Dann wandte ich mich wieder Difa zu; und lange und unterwandt sah ich nun das Antlitz an, das mir einst so theuer gewesen war. Aber in meiner Empfindung war nichts von der Freude des Wiedersehens, nichts von dem Glück der Wiedervereinigung: nur ein stummes und kühles Wiedererkennen. Und den selben Ausdruck sah ich in ihrem Blick, der dem meinigen begegnete; er war nur noch gleichgültiger und kälter als mein eigener. Sie sagte leise: „Du hast gezaubert. Ich habe lange auf Dich gewartet.“

Der Pfad, den wir gingen, war dunkel und feucht; die Wurzeln der Erlen waren über den Erdboden hingetroffen und hatten sich dort wie sehnige, gewundene Arme und knochige, breite Hände gelagert. Ueber unseren Häuptern hing schweres, dunkles Laubwerk und der Pfad lief durch mächtiges Dickicht, das von abgestorbenen Pflanzen gebildet zu sein schien, denn dürre, nackte Aeste ragten überall hervor. Dazwischen krochen lange Schlinggewächse hin mit großen dunklen Blättern und weißen, leuchtenden Blumen, die sich hoch in die Luft streckten, als wollten sie so viel wie möglich von dem lärglichen Licht einsaugen. Viele schlangen sich um die Stämme der Erlen und Weiden, aber nirgends reichten sie höher als bis zu den untersten Ansätzen der Aeste.

Als wir an den See gekommen waren und über das Wasser hinblickten, schien es mir, als ob wir die Vorhöfe des Totenreiches verlassen hätten und an seinen Grenzen stünden. So tot lag das weite Bleigrau des Sees da. Nur manchmal ging es wie ein Zittern über die Wasserfläche; und doch wehte kein Wind darüber hin. Das Zittern kam vom Grunde herauf. In einem kleinen Hasen lag zwischen Steinen ein Fahrzeug. Difa schritt darauf zu und nahm im Vordertheil Platz; ohne ein Wort folgte ich ihr. Bei den Rudern sah ein Greis in zerrissenen und geflickten Kleidern und mit blinden Augen. Sobald wir eingestiegen waren, stieß er vom Ufer ab und steuerte fort. Difa stand zum Strande hingewandt, als wir ihn verließen; aber ich sah über den See hinaus, denn ich war neugierig, wohin ich geführt werden sollte. Das Boot drückte das hohe Schiß herunter, das lautlos nachgab, sich unter dem Steven bog und sich eben so lautlos wieder aufrichtete. Diese Fahrt unter Todesschweigen ließ meine Seele erschauern und es überkam mich fast ein geheimer Wunsch nach den schabenden und knirschenden Lauten, die ich so gut noch von Ribgards Schiß im Gedächtniß hatte.

Draußen, auf dem See, bemerkte ich, daß auch die Ruder kein Geräusch verursachten. So leise glitten die Wassertropfen von den Ruderblättern, daß ihr Zurückfallen in das Wasser nicht gehört, nur gesehen werden konnte. Das Boot durchschneidet den Wasserspiegel, als ob der See sich in breiter Rinne vor ihm öffnete: kein Druck gegen die Seiten oder den Steven, kein Ruck; ein gleichmäßiges Dahingleiten, das nur an dem Wechsel der uns umgebenden Gegenstände bemerkbar war.

Auf dem dunklen, glanzlosen Wasser sah ich mehrere Fahrzeuge, die dem unsrigen glichen; alle kamen vom selben Strande und steuerten in der selben Richtung. Aber wir wurden von einander durch Eilande und Inseln mit hohen Bäumen getrennt; ernste Orte, ganz einsam bis auf einen oder zwei hellere Schatten am Strande. Ich wollte jetzt fragen, welches Schicksal meiner wartete. Nicht mit unruhig bewegter Stimme — ich fühlte keine Unruhe —, sondern in ruhigem Flüster-ton fragte ich Disa: „Wohin fahren wir?“ Eben so ruhig antwortete sie mir: „Weit hin in die ferne Einsamkeit, wo ein baumloses Eiland verborgen im Schilf liegt. Dort ist Raum für Dich und mich.“ „Und was soll ich dort machen?“ „Du warst ein ruheloser und mißtrauischer Mensch, ein Suchender, der nicht wußte, was er eigentlich suchte, und deshalb hast Du weggeworfen, was Du einmal besahest, obgleich es das Rechte war. Du sollst deshalb am Strande des Eilandes sitzen und Steine auflesen und nach einem Stein suchen, der leuchtet und den Du statt einer Fackel brauchen kannst. Und wenn Du ein solches Ding gefunden hast, wirfst Du es ins Wasser werfen, um durch die Schwere zu erfahren, ob es ein Stein oder nur ein Stück morschen Brennholzes ist. Dann wird es jedesmal der Stein sein und deshalb wird es versinken, — und Du mußt von Neuem zu suchen beginnen.“ „Und Du?“ „Ich dachte stets an Dich, deshalb werde ich auch künftig da sein und Dich ansehen, während Du suchst.“ „Und Das . . . Das dauert ewig?“ „Das weiß ich nicht“, antwortete Disa eintönig. Und ich fragte auch nicht mehr. Schweznüthig sah ich, wie unser Fahrzeug sich einem niedrigen, kleinen Eiland näherte, das mit seinem kahlen Rücken aus dem dichten Schilf emporragte. Disas Schattengehalt beschränkt die Insel; ich wollte ihr folgen, konnte es aber nicht. Ich war wie gefesselt, da, wo ich stand. Ich wollte rufen, aber meine Zunge war gelähmt. Ich fühlte einen heftigen Schmerz und schloß in der Angst die Augen.

. . . Als ich sie wieder öffnete, fühlte ich kalte Regentropfen in meinem Gesicht. Ich hob meinen rechten Arm in die Höhe, in dem der Schmerz fort-dauerte, und einer der Raben des Schlachtfeldes flog auf von seinem Wuhle; noch war sein Schnabel von meinem Blut geröthet. Ich richtete mich auf; taumelnd und auf mein Schwert gestützt, das ich nicht losgelassen hatte, ging ich, Menschen auf-zusuchen, die meine Wunden heilen könnten. Aber ich wußte, daß meine Stunde nicht lange mehr auf sich warten lassen würde; die Norne hatte mir mein Schicksal gezeigt.

Upsala.

Vennart Hennings.



Nietzsches Geisteskrankheit.

Das goethische Wort: „Am Ende des Lebens gehen dem gefassten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen“, gilt im höchsten Maße für das Prodromal-Stadium des Wahnsinns eines erhabenen Geistes. In der der schweren Erkrankung vorangehenden glanzvollen Exaltationsperiode gehen dem psychopathisch veranlagten Genie mehr auf dem Wege der Intuition, der ekstatischen Empfindung, der impressiven Rezeption und beschleunigten Verarbeitung, Verwertung und Wiedergabe äußerer Eindrücke als auf dem Wege logisch-systematischen, vorsichtigen Denkens Ahnungen, Erkenntnisse und Entdeckungen von ungeheurer Tragweite und Zukunftsperspektive auf, Produkte eines im gewaltigsten Krampfe vibrierenden Geistes, einer fieberhaft erregten Seele, die sich an ihrer eigenen Gluth verzehrt. Ein solcher Geist war Friedrich Nietzsche.

Man muß annehmen, daß er an wirklicher organischer Geisteskrankheit leidet — an progressiver Paralyse, Gehirnerweichung oder (wahrscheinlicher) an vorzeitiger seniler Atrophie, Alters-Erweichung —, also an einer substantiellen, anatomisch post mortem nachweisbaren Gehirnerkrankung, die mit schweren, makroskopisch und mikroskopisch erkennbaren pathologisch-anatomischen Veränderungen des Gehirns, mit Entartung der Ganglienzellen und Schwund der Assoziationsfasern, also derjenigen Elemente, an die vermutlich die feineren Vorgänge des Seelenlebens geknüpft sind, einhergeht: einer chronischen Hirn-Entzündung und Hirn-Entartung. Darf man nun annehmen, daß Nietzsche schon damals, als er seine größten Werke schrieb — Werke, die die höchste geistige Energie in Worte gebunden enthalten und, wie „Also sprach Zarathustra“ und „Jenseits von Gut und Böse“, beinahe alles vorher Gewesene übertreffen —, als er seine bedeutendsten Gedanken zu einer grandiosen Psychologie des menschlichen und des genialen Geistes sagte, schwer erkrankt gewesen sei? Gegen diese Annahme streitet die Möglichkeit, daß gerade die mit Abfassung dieser Werke verbundene „übermenschliche“ Anstrengung des Geistes und die begleitende „übermenschliche“ Gemüthsaufrregung und Phantasie-thätigkeit eine außerordentlich tiefe Erschöpfung nach sich zogen und durch Schwächung des überanstrengten Gehirnkörpers den Boden zur Aufnahme des Keimes geistiger Erkrankung vorbereiteten und so erst die gefährlichste Prädisposition zur Krankheit schufen. Man kann aber auch davon ausgehen, daß die im Beginn jeder Entzündung vorhandene Blutüberfüllung des erkrankten Organes zunächst anatomisch zu einer Hypertrophie der Organ-Elemente und des Organes selbst, weiterhin physiologisch zu einer starken Beschleunigung und Steigerung der Funktion, allerdings meist unter krank-

hafter Veränderung des Zustandes und der Beschaffenheit von Organ und Funktion, führt. So läßt sich in der Regel bei jeder tieferen psychischen Erkrankung, insbesondere bei der progressiven Paralyse, ein Prodromal- Stadium des gesteigerten psychischen Lebens wahrnehmen, im Intellektuellen wie im Moralischen. Eine bestimmte Entscheidung nach der einen oder anderen Seite hin ist aus den Umständen des Falles schwerlich zu treffen (vielleicht sind für das wirkliche Geschehen beide Zusammenhänge wirksam gewesen), auch giebt der jetzige Stand der psychiatrischen Wissenschaft im Allgemeinen auf solche Fragen keine Antwort. So ist der Zeitpunkt, in dem Nietzsche's Gehirnleiden begann, nicht zu bestimmen, vielleicht aber schon in verhältnißmäßig frühe Zeit, vor das Jahr 1888, zu setzen.

Daß Nietzsche die Logik selbst, die Grundlage aller gesunden Geistesfunktionirung, angriff — sei es aus schrankenlosem Total-Zerstörungstrieb, sei es aus wirklichem kritischen Zweifel —, mag allerdings Manchem schon den Eindruck des „hellen Wahnsinns“ machen. Das Unterfangen war an und für sich ungeheuer, erforderte eine Kräfteanspannung, Verwegenheit, Grausamkeit gegen sich selbst, so viel Empörung wider die eigene Natur und die Grundlagen bisherigen geistigen Lebens, daß es aber auch zu verstehen ist, wie dieser Versuch Den selbst, der ihn wagte, geistig zerschmetterte. Nietzsche ging an den äußersten Konsequenzen des Denkens, die er unerschrocken zog, intellektuell und sittlich zu Grunde. Der Wahnsinn war das nothwendige letzte Resultat der Beschaffenheit und Arbeit seines Gehirns, es war der letzte Sinn des nietzsche'schen Geistes. Er vernichtete mit der selben Nothwendigkeit sich selbst mit seinem Werke wie sein großer Vorgänger Napoleon, der praktisch und politisch handelte, wie Nietzsche dachte. Er erschütterte, unterwühlte und verwirrte sein eigenes geistiges Leben; hellsehend und bewußten Willens stürzte er in den von ihm selbst aufgerissenen Abgrund, als ein „Selbsthenker“, wie er sich einmal bezeichnet.

Ein Hauptmerkmal des Wahnsinns ist die Isolirung und vollständige Abtrennung von der Außenwelt. Der Wahnsinnige hat eine Welt für sich, — ähnlich auch der Künstler. Er lebt in seinem eigenen, eigenthümlichen, sonderbaren, in gewissem Sinne originellen Ideenkreise, in der Welt seiner Phantasmen, Illusionen, Wahnvorstellungen; ja, er schafft die wirkliche Außenwelt im Sinne der von ihm konzipirten, in ihm originär entstandenen, visionären Innenwelt um, verändert und verschönert oder verschlechtert, fälscht und verkennt die Außenwelt aus diesem seinen persönlichsten Wesen heraus. Deshalb ist es auch ganz unmöglich, einen gewöhnlichen Narren von seinem Wahn, von seinen Irrthümern, von der Unsinnigkeit seiner fixen Idee zu überzeugen. Seine Logik ist eben eine andere, eine pathologisch veränderte. Bei Nietzsche kann man beobachten, daß dieses psychopathische Element in

seinen Werken langsam hervortritt: eine allmähliche Isolirung, Abtrennung, Vereinsamung, Loslösung seines Wesens aus dem Kontakt mit der Umwelt bis zu einer Umschaffung und vollständigen Verkehrung des Weltbildes.

Es ist ihm allem Anschein nach immer besonders schwer geworden, sich mit der banalen Realität abzufinden. Aus jeder Zeile seines Werkes spricht ein unüberwindlicher Gegensatz und Widerwille gegen alles Allzumenschliche. Er war — nach den Schilderungen seiner Schwester, die von großer Liebe zeugen und den Stempel der Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Aufrichtigkeit an sich tragen, — mit äußerster moralischer Feinheit, Anmuth, ja, Schönheit und sittlicher Größe, mit Würde und Hoheit begabt und passte daher nicht in diese Welt des niedrigen Hasses und Neides, der kleinlichen Beweggründe, der erbärmlichen Interessen und Begierden, der gemeinen Ehrsucht und Genußgier, der dummen Pedanterie und albernen Vorurtheile, des hohlen, leeren, blöden und anmaßenden Scheines. Er war so ganz hilflos dieser nicht nur bössartigen, verlogenen, schmutzigen, sondern auch absurden, trivialen, in ihrem burlesken Wesen nicht recht faßbaren Welt gegenüber. Welt und Nietzsche: Beide verstanden einander nicht, glogten einander verlegen an und lachten schließlich über einander, wobei Friedrich Nietzsche der Welt nicht weniger lächerlich erschienen sein mag als sie ihm. Zarathustra preist die Welt, aber eine Welt, in der die Menschen fehlen; während Zola die soziale Welt, wie sie lebt und leidet, mit der Liebe des ablontersehenden Künstlers umfängt.

Nach zahllosen Verwundungen und Erschütterungen, moralischen Stößen und Insulten, die Nietzsche von der läppischen und boshaften Welt erlitten und mit besonderer Hyperästhesie empfunden haben mag — von einer Welt, die ihm außerdem den größten Lort damit anthat, daß sie ihn nicht kannte, nicht kennen wollte und sein Genie schändlich ignorirte —, zum Tode wund, innerlich gebrochen, nicht zum Wenigsten in berechtigter Eitelkeit enttäuscht, vergiftet, ganz und gar vereinsamt, mit seinen Idealen von Menschen-Schönheit und Menschen-Größe betrogen, sah er ein, daß er diesseits von Gut und Böse nicht mehr philosophiren konnte. Das sogenannte Gute war ihm durch Lug und Trug, den man damit trieb, aufs Gründlichste verleidet und erschien ihm nur noch abgenutzt, veraltet, morsch, faul, absterbend: so kam er zur Umwerthung aller Werthe.

Fortan trieben ihn Haß und Menschenverachtung, die grimmigste Wuth zu seinen Kriegszugarten; und diese konsequent feindliche Stellung der bestehenden moralischen Welt gegenüber, diese neue Betrachtung aller menschlichen Dinge aus den Instinkten des Hasses, der Rache, der Verachtung, des Hohnes heraus führte ihn zu Einsichten in das Wesen von Menschen und Dingen, zu Wahrheiten und Erkenntnissen von größter Bedeutung.

Mit seiner Instinkt-Theorie griff er abgründlich tief in das Innerste des die Welt bewegenden Mechanismus hinein. Nur einen guten, aber auch höchsten und mächtigsten Instinkt, die Liebe, verkannte er.

Ein kaltes, gleichgültiges oder verzagtes Verhalten gegen das andere Geschlecht ist an sich nicht psychisches Entartungszeichen. Die Differenzen sind auch unter den Normalen, den Gesunden allzu beträchtlich. Es giebt keinen Grad physiologischer Sexualität, keine bestimmte Energie geschlechtlicher Begierde und Leistungsfähigkeit, die als Erforderniß gelten könnten, um einen Menschen als somatisch oder psychisch sexuell-normal zu diagnostizieren. Damit, daß Nietzsche das Lob der Keuschheit singt („Also sprach Zarathustra“, S. 78, 79, „Von der Keuschheit“) und von seiner Schwester als „allem Erotischen sehr fern stehend“ bezeichnet wird, ist also nichts für das Verständniß der Pathogenese seiner geistigen Erkrankung gewonnen; und es wäre eben so cynisch wie schwachsinzig, die Emanationen des Zarathustrageistes als Erzeugnisse einer aufs Gehirn verschlagenen, mit Absicht oder aus Noth unterdrückten Geschlechtsbegierde zu erklären. Vielleicht war dieser Mangel an geistiger und physischer Sexualität nur ein bewußt vorgetäuschter; vielleicht war das Liebesbedürfniß des merkwürdigen Einsiedlers ein hyperideales, das kein Genügen an sittlicher, seelischer, körperlicher Schönheit eines weiblichen Gefährten finden konnte. Wo sollte er die geistig ihm Gleichgeborene, Ebenbürtige finden? Suchte er sie dennoch? Zu stolz, seinen gewaltigen, auf das Höchste gestellten Liebesdrang edlen Sinnes zu bekennen, seine furchtbaren, erschütternden Enttäuschungen am Weibe zu gestehen, verschrieb er sich den Instinkten des Hasses und der Verachtung und fand neue, unbetretene Wege zur menschlichen Seele, zu ihren Schluchten, Tiefen und Abgründen, ihren Felszaden und Schneegipfeln; aber es ward immer eifriger um ihn her und die Sonne der Wahrheit verlor ihre Gluth. „Am Eis der Erkenntniß erfror sein Geist.“

Es war vielleicht ein verhängnisvoller Schritt, als er sich der Bindung durch einen praktischen Beruf entzog, der Bindung durch tägliche Berufspflichten, die seinem Wesen und Leben Stetigkeit erhalten und ihn von sich, von dem Solipsismus, dem er zuneigte, abgezogen hätten. Eine Beschränkung seiner Berufsthätigkeit, nicht die vollständige Aufgabe, wäre rathsam gewesen. Aber er ertrug es nicht mehr, ein Tag für Tag gleichmäßiges Leben unter Vermeidung aller Exaltationen und Schaffenskrämpfe, denen Erschöpfungszustände doch unausbleiblich folgen mußten, zu führen. Er übte auch kein werththätiges Dasein, er hatte weder Frau noch Kind noch der Hilfe bedürftige Menschen, für die er leben konnte. Christus hatte doch die Bettler, Lahmen, Krüppel, Blinden und Ausgestoßenen aller Art und starb für sie.

Ein auf das Feinste organisirtes und reichbegabtes Hirn ist natürlich

unendlich viel verwundbarer als ein torpides, derbes, grobes, vulgäres Gehirn oder auch nur ein solches von normalen, mittelmäßigen sittlichen und intellektuellen Eigenschaften, zumal, wenn Erziehung und Schicksal nicht das Metall des Willens gehärtet haben. Das Gehirn Nietzsches ist durch überschwänglich empfundene persönliche Erfahrungen (Bruch mit Wagner), durch Dysenterie und durch körperliche, nervöse Leiden geschwächt und erschüttert worden. Schon die Dysenterie als Allgemeinerkrankung scheint das zarte und äußerst empfindsame Gehirn in Mitleidenschaft gezogen zu haben. (Starke Phantasmen, Halluzinationen in jener Krankheit. Zu vergleichen: die Biographie der Frau Förster-Nietzsche, Band II.)

Auffallend — auffallender als bei jedem anderen Autor — ist der Unterschied in Stil und Diktion zwischen den früheren und den späteren Werken Nietzsches. „Menschliches, Allzumenschliches“: hier ist Maß, antike *σωφροσύνη* und Abwesenheit alles Nervösen, Leidenschaftlich-Krampfhaften, Vulkanisch-Terroristischen des späteren Nietzsches. Die Rede fließt gleichmäßig dahin, ein sicheres, breites Strömen der Gedanken, die sonnige Fruchtbarkeit einer reichen Ideenwelt, ein sommerliches Zeitigen gesunder, edler, üppiger Frucht. Die späteren Schöpfungen enthalten nirgends neue grundlegende Gedanken; die Konzeption solcher Gedanken reicht kaum über „Menschliches, Allzumenschliches“ hinaus; nur der Stil wird immer blendender, die Vortragungsweise immer leidenschaftlicher und exaltirter, die Form pathetischer und wilder, die Sprache eruptiver und bilderreicher. Alles erscheint in einem ungeheuren Krampf, wie aus einem Sturm der Seele, aus einem Gewitter von Empfindungen und Geistesblitzen geboren. Phantastische Bilder, grotesker Humor und Clown-Witz, ein koboldartiges Gebahren, eine Art geistiger Luft-Gymnastik, burleske Sprünge und Saltomortales: die gesunde Vernunft leucht athemlos hinterdrein, der Autor ist nicht mehr zu fassen, aalglatt entschläpft er und höhnt jeden Versuch, ihn zu greifen, unbekümmert um eigene Widersprüche. Schließlich ein Wirbel, ein Chaos von Exzentrizität, das Schnauben, Schmettern, Rollen und Rasen einer tollgewordenen, aus aller Selbstbeherrschung gelösten Geistesmaschine. Oder ein Getöse wie unterirdisches Erbeben, ein Aufklammen schwefeliger Blitze in undurchdringlich dunkler Nacht; eine glänzende Nordlichtpracht, ein Bluthmeer von Leidenschaft. Und doch eine Größe, eine Gewalt der Gedanken und des Ausdruckes, wie sie wohl nirgends in deutscher Sprache oder in einer anderen Weltsprache überboten ward. Unverhüllte Größen-Ideen stellen sich ein, die Worte werden mehr nach ihrer Klanghullichkeit als nach ihrer begrifflichen Zusammengehörigkeit verknüpft. Manien wechseln mit melancholischen Zuständen, Stimmungen der sonnigsten, übermüthigsten Heiterkeit mit solchen von schwärzester, dumpfer Grabez-Schweremuth. Das sind ins Krankhafte fallende Paroxysmen,

die aus der Schwankungsbreite heraustreten, in der sich die Stimmung eines gesunden Künstlers bewegt. Der ganze berückende Zauber des „Zarathustra“ beruht darauf; hier wetterleuchtet schon der Wahnsinn eines glänzenden Geistes, der „geniale“ Wahnsinn eines „genialen“ Künstlers. Man vergleiche „Menschliches, Allzumenschliches“ mit „Jenseits von Gut und Böse“, „Götzen-dämmerung“ und „Antichrist“. Dort der sich häufig bescheidende, klare, liebenswürdige, ernste, besonnene Philosoph, der aus einem Werke edelster Art gewissermaßen herausblüht und hervorstrahlt; hier der überkühne Spötter, der Gewaltmensch, der zertritt und umstürzt, dem nichts heilig ist, der mit Hohn-gelächter der Menschheit in das Antlitz schlägt, ein in Erz gepanzertes, aber von innerer Wuth durchkochter, gegen Feinde ringsum rennender, tobender, rasender Ajax, — Αἶας πατρόωνος. Man vergleiche „Menschliches, Allzumenschliches“, erschienen 1878, mit der Vorrede vom Jahre 1886. Diese Vorrede ist sehr merkwürdig, auch psychiatrisch. Für den Sachverständigen tritt hier (wie in anderen Schriften, Gedichten und Vorreden der Jahre 86 bis 88) Nietzsche ganz deutlich aus dem Gebiete geistiger Gesundheit heraus. Das dem Paralytiker eigenthümliche Gesundheit-Wohlgefühl („bis zu jener ungeheuren, überströmenden Sicherheit und Gesundheit“, Abschnitt 4, S. 8) erscheint und ist neben größenwahnsinnigen Vorstellungen und Ausdrücken („Feind und Vorforderer Gottes“, Abschnitt 1) charakteristisch genug, zumal nichts vorliegt, was die Entladung dieses hochgespannten Selbstgefühles in solchen wichtigen Ausdrücken genügend rechtfertigt. Das sind die ersten unzweifelhaften Anzeichen der Krankheit, die schon lange schleichend begonnen hatte, vor dem Ausbruch der völligen, unheilbaren chronischen Geistes-Erblindung. — Symptome von kurzen, noch vorübergehenden partiellen Störungen des Gehirnsystems, die die drohende totale Herrüttung einleiten und verkünden. „Die große Loslösung“, von der Nietzsche in dieser Vorrede (dritter Abschnitt, S. 6 u. ff.) mit solcher Emphase, solchem Stolz spricht, war die Loslösung seines Geistes von der Gesundheit: „sie ist eine Krankheit, die den Menschen zerstören kann!“ Die Ahnung des seiner selbst bewußten Denkers erfüllte sich fürchtbar. Die Annahme, daß der Chloral-Mißbrauch mitgewirkt und die Schwere und völlige Unheilbarkeit der geistigen Unmachtung mitverschuldet habe, ist nicht von der Hand zu weisen; aber daß nicht nur eine Chloral-Vergiftung des Gehirns vorliegt, sondern daß der Wahnsinn dieses Genius in seiner Anlage, in ererbter Disposition, in der spezifischen Organisation und weiterhin in seinem individuellen Entwicklungsgang bedingt war, ist als sicher anzusehen.

Für die Zukunftswirkung des nietzsche'schen Geistes ist in Betracht zu ziehen, daß Das, was zu konzipiren so viel Anstrengung, Verzehrung des Geistes und Aufwand psychischer Energie gekostet hat, daß schließlich der Schöpfer selbst erkrankte und an Erschöpfung zu Grunde ging, einem späteren Geiste,

der nur die Arbeit der Rezeption und Assimilation, der „Einverfeelung“, wie Nietzsche sagt, zu leisten haben wird, bereits angeerbt oder wenigstens als vorgeschrittene Anlage vorgebildet sein wird. Die großen Geister bilden eine Familie für sich von eigener Aszendenz und Deszendenz, nur unter sich geistig verwandt, und Einer der Erbe und gewissermaßen Thronfolger des Anderen. So kann, was Nietzsche nur im Prodromalstadium einer Geisteskrankheit, im Zustande von bereits entzündlicher Blutüberfüllung des Seelenorgans (inflammatorischer Gehirnhyperämie) oder in einem dazu führenden Zustande von Ueberspannung des Gehirns, von funktioneller Hyperämie, in maniakalischer Ueber-Erregung oder doch in einem ungeheuren Krampf der Seele zu denken und zu schaffen im Stande war, was bei ihm vom Dämon des Wahnsinns oder von einem übermenschlichen, diabolischen Geist eingegeben erscheint, einem später Geborenen leichter und ungefährlich sein. Was bei Nietzsche krankhafter Hirnüberreizung seinen Ursprung verdankt, kann in Zukunft als höchste Normalität und Vollkommenheit geistiger Kraft, Gesundheit und Schönheit gelten, Wahnsinn sich in höchsten und vollkommensten Sinn wandeln. Aber wozu wäre so vermessen, hier prophezeien zu wollen?

Johannes Groffe.



Krank!

Ich bin krank . . . Ein über langes Siechthum ohne Aussicht. Ich wollte Alles wissen und man hat mir Alles gesagt, . . . Alles. Mir ist keine Hoffnung geblieben, nicht einmal die elendeste Illusion.

Und so ist es gut, so wollte ich es haben.

Jetzt warte ich Tag für Tag, eine endlose Nacht nach der anderen. Und die Nächte sind am Schlimmsten. Sich so ganz allein durch die finstere, undurchdringliche Masse von Dunkelheit und Schmerzen durchwinden zu müssen, mit all der Todesangst in den kranken Nerven! . . .

Die erste Zeit — damals, als es anfing — lag ich im Krankenhaus; und leise, ganz leise gingen von Stunde zu Stunde die Schwestern aus und ein, die guten Barmherzigen Schwestern. Ein blasser Lichtschein ging ihnen voraus und sacht kamen sie hereingeglitten mit ihrem Nachtlicht in der Hand. Wie da die weißen Schleier schimmerten und der rothe Glanz der kleinen Laterne über das friedliche, heilige Gesicht und all das schneeige, blauekalte Weiß hinflackerte! Wie Gebetsstimmung kam es jedesmal über mich; ich war wieder Kind und träumte von Schutzengeln. Jetzt bin ich allein. Wenn nur die Nacht erst zu Ende wäre. . . .

Langsam und qualvoll wird es Morgen und meine Wirthin schlürft herein mit ihren müden, alten Schritten. Sie zieht die Vorhänge von den Fenstern zurück und stellt mir den Kaffee ans Bett.

Und dann gehen Stunden darüber hin, bis die entseßliche Schwäche überwunden ist und ich mich vom Bett zum Divan hingearbeitet habe.

Da liege ich dann und höre mit halbgeschlossenen Augen, wie draußen der neue Tag frisch und morgenlich anhebt.

Jung und kräftig klingt Alles, — so gesund.

Drüben in der Kaserne machen die Soldaten ihre Übungen und die scharf abgerissenen Kommandos schallen zu mir herein. Zuweilen auch Militärmusik, irgend ein morgensfroher Marsch, und unten auf der Straße klingeln die Tramways vorbei und schwerfällige Wagen bröhnen und die Menschen hasten und jagen durch einander. Das ist Alles so weit unten, unter meinem Dachzimmer. Das Leben tödt nur noch zu mir herauf.

Meine Wirthin bringt das Zimmer in Ordnung und unterhält mich dabei über ihre Portion Glend im Leben. Sie ist eine gute alte Frau, aber ich rede nicht gern mit ihr. Es stört und peinigt mich, daß sie so undeutlich spricht und daß sie einen schiefen Mund hat. Wenn sie spricht, muß ich immer danach hinsehen. Das macht mich so nervös.

Sie jammert über das Leben und wird scharf und ausfallend, wenn sie auf die Menschen zu reden kommt. Wie die alte Frau oft Recht hat! Ihre verbitterte Philosophie entspringt aus lauter bitteren Thatsachen. Den ganzen Tag muß sie arbeiten und dabei ist sie schwach und kränklich. Ihr Mann kann nicht auf Arbeit gehen. Wochen lang sitzt er in der Küche, mit entzündeten Füßen. Nur alle acht Tage einmal humpelt er die vier Stiegen hinunter und zum Kassenarzt. Denn der kommt nicht zu den armen Leuten.

Und im Frühjahr müssen die Alten aus dem Hause. Sie haben nun schon achtzehn Jahre dort gewohnt und sind alt und schwerfällig geworden. Alles Das erzählt sie mir, während sie das Zimmer aufräumt. Und ich liege dabei auf dem Divan und bebe vor Nervosität. Es strengt mich an, ihren Dialekt zu verstehen, und der schiefe Mund stört mich. Dabei ist es so kalt und ich kann mich nicht entschließen, zu sagen, daß sie einheizen soll. Ich fürchte mich vor dem Värm, den sie dabei macht. Endlich ist es so weit. Ich kann jetzt wenigstens das Feuer sehen und mir einbilden, daß es wärmer im Zimmer ist.

Aber nun kommen die Schmerzen wieder. Es ist unmöglich, dabei gerade zu liegen. Ich versuche, mich zu strecken, . . . und dann rollt ein neuer Krampf mich wieder zusammen. Bis in die Knie geht es hinunter und oben liegt es auf der Brust und drückt mir den Athem zusammen.

Ich bin froh, daß ich allein bin und daß Niemand mich leiden sieht, Niemand, außer mir selbst, — und an mich selbst bin ich gewöhnt.

Meinen kleinen Handspiegel habe ich immer neben mir liegen. In den schlimmen Stunden beobachte ich mein Gesicht darin. Ich will keine Schmerzlinien haben, keine verzerrten Krankenhauszüge. Der Wille muß die armen, zuckenden Nerven zur Ruhe zwingen. Nur die Augen dürfen leiden, den Schmerz in die leere Weite hineindohren. Der Mund muß ganz ruhig sein. Er möchte gern beben und zucken und die Qual über das ganze Gesicht ausstrahlen, aber ich halte den Spiegel ganz fest und bin sehr streng. Ich möchte ruhig und schön leiden, wie die Heiligen.

Ich nehme kein Morphinum, — damit warte ich noch. Vielleicht nicht mehr lange. Es ist gut, Alles so genau vorher zu wissen: jetzt ist es noch so . . . dann wird Das kommen . . . dann Das . . . und dann — — —

Aber bis dahin noch leben, — leben!

Wenn die ärgste Stunde vorbei ist, kommt eine wohlige Abspannung.

Ganz leises Fieber . . Das giebt so ein gutes Gefühl, diese leise summende Wärme durch den ganzen Körper. Und jetzt rauchen; eine milde, beruhigende Cigarette. Der Arzt hat es mir nicht verboten, ich habe längst keinen Arzt mehr. Ich weiß ja selbst, was mir fehlt; ich weiß die ganze Vitamei auswendig.

So wohl und mild wird es mir jetzt, wenn der blaue, leichte Nebel mich und mein Zimmer einhüllt. Es ist ein ziemlich trauriges Zimmer, aber ich liebe es sehr. Die kalten, weißen Kalkwände kommen mir vor wie gute Freunde, die meine Leiden still mit ansehen und deren Mitleid ich besser vertragen kann als das der Menschen.

Meine Gedanken träumen dem blauen Rauch nach; sie träumen davon, wie schön es wäre, jetzt auf einem türkischen Ruhebett zu liegen, in einem kleinen, zeltartigen Zimmer, mit rothem Licht und dichten, warmen Teppichen. Und um mich herum lägen dann all die Anderen: meine Freunde, die schon gestorben sind. . . Ich mache die Augen zu und sie erzählen mir vom Sterben, immer nur vom Sterben. Wie gut es war, als die Schmerzen aufhörten . . . und das schreckliche letzte Zucken. Nur Einer will immer vom Leben sprechen, Der mit dem weißen Tuch um den Kopf und der Wunde darunter . . . Die Kugel . . . Und er war noch so jung. Aber die Anderen verstehen ihn nicht und er schweigt wieder.

Er ist auch der Einzige, der mit den Augen rollt und dem es manchmal um den Mund zuckt. Bei den Anderen ist es so tottrübig in den großen, leeren Augenhöhlen. Und so reden sie vom Sterben und lachen dabei über das Leben. Ihr Lachen klingt ruhig und ausgelebt. Wir liegen Alle auf den Polstern umher und rauchen aus langen Wasserpfeifen und der schwarze Kaffee funkelt in durchsichtigen japanischen Schalen und peitscht die Nerven zu wollüstigem Beben.

Und dann werde ich sehr müde und kann nicht mehr deutlich sehen; Alles zittert und schwankt mir vor den Augen. Und sie gehen wieder fort, Alle, ganz leise. Nur Der mit der Wunde will noch bleiben und mit mir vom Leben reden; aber sie nehmen ihn doch schließlich mit. Und wenn sie Alle fort sind, schlafe ich ein.

Zuweilen bringt man mir Briefe. Wenn mich nur einmal wieder Etwas freute oder aufregte. Aber Das kommt nicht mehr vor. Sie wissen Alle, wie es mit mir steht, und wollen es vermeiden, mich aufzuregen. Es ist überflüssig, denn Niemand kann ruhiger sein, als ich es jetzt bin. Ich kann sogar mit Ruhe daran denken, daß die Anderen dort drunten im Atelier sind und arbeiten . . . Arbeiten . . . Als ob Das das Leben wäre.

Sie kommen auch zu mir herauf, die Lebenden, Starken. Sie erzählen mir von ihren Arbeiten und sprechen davon, wenn ich erst wieder dazwischen sein würde, und wie es früher war, und wenn ich erst mein Bild fertig gemacht hätte, — mein großes Bild. Ich lächle nur noch darüber, wenn sie so reden; und sie wissen auch, daß ich nicht mehr daran glaube. Sie glauben ja auch nicht daran, aber sie wollen mich trösten. Es ist wirklich zum Lachen.

Im Anfang, — ja, damals hat es mich fast zum Wahnsinn gebracht, daß ich nicht mehr arbeiten konnte. Aber Das war nur so lange, wie ich glaubte, daß es noch einmal kommen würde. Dann habe ich sie gebeten und sie haben mir die Skizze zu meinem Bild heraufgebracht. Da hängt sie nun und ich weiß

jetzt, daß ich nie wieder arbeiten werde. Ich habe jetzt schon aufhören müssen und bin lange nicht fertig geworden. Und die Anderen hören später auf und werden auch nicht fertig. Es geht Alles nach der selben Melodie von der großen Entsagung . . . Ja, sie kommen oft und besuchen mich. Sie wissen Alle, wie es mir immer elend gegangen ist, und wundern sich, daß ich jetzt Wein trinke und gute Cigaretten rauche und ein warmes Feuer habe. Ich finde nichts Sonderbares darin. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr davor, Schulden zu machen, und es ist doch gut, zum Schluß noch einmal weich zu liegen und dem Leben nichts mehr abringen zu müssen. Am Liebsten möchte ich jeden Tag ein Fest geben, ein glänzendes, rauschendes Fest mit wunderbarer, sinnverwirrender Musik. Der Sekt sollte in Strömen und Springbrunnen fließen und Alle sollten übermüthig froh sein und bacchantisch tanzen. Und viele Rosen. Alles sollte so schön sein. Und jeden Tag.

Und ich liege unter einer schönen Palme mit breiten, schattigen Blättern ganz im Hintergrund . . . und sehe zu.

Und mitten im Fest würde ich eines Tages sterben. . . Und erst würden sie Alle weiter jubeln und weiter tanzen. Dann würde irgend Jemand entdecken, daß ich gestorben bin . . . Einen Augenblick ist Alles ganz still. Vielleicht spielt die Musik dann einen Trauermarsch, wie von selbst. Und dann würden sie schließlich doch wieder tanzen und sich wieder freuen und wieder lachen, — noch den einen Abend, weil es ja das letzte Fest ist und weil sie glauben, daß ich es nicht sehe. Und zuletzt würden sie klagen, daß es nun vorbei ist.

Nachmittags liege ich lange in die Dämmerung hinein. Ich kann gerade aufs Fenster sehen, wie es draußen grauer und grauer wird, und dann stelle ich mir vor, wie jetzt die Laternen ihren Schein aufs Trottoir werfen, wie das kalte, blaue elektrische Licht aus den weißen Glaslugeln vor den Läden hervorkommt und sich mit dem heißen, flackernden Gaslicht mischt und wie die Straßenbahnen mit ihren rothen und grünen Laternen einander auf ihrem unermüßlichen Rundlauf um die Stadt herum begegnen und wie all die müden Menschen darin sitzen, die von einer Arbeit zur anderen oder von einem Vergnügen zum anderen und von einer Erregung zur anderen jagen. Ober der Mond scheint mir weiß und voll ins Fenster hinein und spiegelt sich in dem blanken, grinsenden Totenschädel auf meinem Schrank. Draußen legt er seinen Schein auf das im Schatten ver-schwimmende Kasernendach, auf dem zuweilen ein einsamer Kater entlang schleicht und über jeden Schornstein vorsichtig hinwegklettert.

Dann kommt die Lampe und kontrastirt so seltsam mit Alledem da draußen und die Gedanken, die in der Dämmerung einschlafen wollten, kommen wieder. Das Fieber fängt wieder an, erst im Gehirn, von da geht es in alle Adern und durch alle Glieder bis in die Fingerspitzen.

Und dann fange ich an, zu schreiben. Im Fieber versuche ich, mein ganzes Leben hinzuschreiben, all meine Träume, meine Sünden und mein Elend. Und später, wenn ich tot bin, soll mein Buch es hinausschreiben unter die Menschen, wie ich geträumt und gesündigt habe und wie elend ich war . . . Wenn ich tot bin.

An der Wand gegenüber hängt die große Skizze zu meinem Bild. Es wird nie fertig werden. Ich hatte so viel gewollt und bin noch so jung . . .

Und dann kommt die Nacht — — —

München.

Franziska Gräfin zu Reventlow.



Hochsommer.

Die Börsen können sich Ferien gönnen, nicht so die Industrie. Selbst in mittleren Fabriken nimmt zwar das höhere Personal seinen vierwöchigen Urlaub, die Arbeiter bleiben aber ohne Unterbrechung an ihre Frohnde geschmiebet. Bis einmal auch ihnen Erholungstouren und Sommerfrischen winken, wird noch viele Zeit hingehen, alles Ungewohnte wird zuerst belächelt und bekämpft; und wir sind noch weit davon entfernt, nüchtern zu berechnen, um wie viel die Qualität und Ausdauer der Arbeiter dadurch gesteigert werden könnte, daß man auch ihnen einmal im Jahr eine große Ruhepause gönnte und ihrem Geist die Möglichkeit verschaffte, neue Eindrücke aufzunehmen. Und doch sollte die drohende Konkurrenz der amerikanischen Industrie uns ganz besonders auf die individuelle Entwicklung der Arbeiter achten lassen. Wohl erzählt mancher deutsche Großindustrielle, der die Union bereist hat, im kleinen Kreise von dem sachmännischen Vergnügen, das er beim Betreten einer amerikanischen Fabrik an der durch die höhere Lebenshaltung bedingten selbständigen Art der Arbeiter drüben hatte. Wie sie z. B. die Mängel einer neuen Maschine sehr bald erkennen, und da sie sich so gut wie der Prinzipal als „gentleman“ fühlen, ohne Weiteres mit intelligenten Vorschlägen vor ihn hintreten u. s. w. Aber in der Öffentlichkeit spricht man von solchen Erfahrungen noch nicht, obgleich man offenhertzig sein könnte, ohne doch den Patriotismus zu verletzen. Ja, bei uns sollte ein Arbeiter wagen, eigene Ansichten über die Einrichtung der Fabrik oder über die Maschinerie vorzubringen! Es ist doch nicht so gar lange her, daß selbst der Techniker rauh zurückgewiesen wurde, wenn er seinem „Vorgesetzten“, der vielleicht Reserveoffizier ist, einen Irrthum nachweisen wollte.

Allgemein wird über Arbeitermangel geklagt, selbst in Gebieten, die der Industrie fern liegen. Man höre nur Kaufleute, die ihr Speicherpersonal zu ergänzen oder zu vergrößern haben. Die städtischen Nachweisungsbureaus pflegen um diese Jahreszeit darauf hinzuweisen, daß die Erntethätigkeit dem Handel und Gewerbe viele Hände entziehe. Die Leute arbeiten also lieber im Sonnenbrand auf freiem Felde gegen einen geringen Entgelt als im geschlossenen Raum bei wesentlich höherer Entlohnung. Gewisse Imponderabilien der Massenpsychik spielen überhaupt doch eine viel größere Rolle im Wirtschaftlichen, als man lange geglaubt hat. Wenn heute die gelsenkirchener Gesellschaft ihren Arbeitern Häuserkolonien, Prämien u. s. w. bietet, so weiß sie sehr wohl, was sie thut. Nur muß man schließlich bei diesem Kampf um die Arbeiterhände fragen, wem sie durch Gewährung solcher besonderen Vortheile weggenommen werden: sicherlich doch anderen Unternehmungen, die nicht das Selbe bieten können. Wenn auf diese Weise dem Mangel an einer Stelle begegnet wird, muß er natürlich anderswo um so fühlbarer werden. In vielen Kreisen, besonders in den Kreisen der Handeltreibenden, sucht man daher die Frauen noch stärker als bisher heranzuziehen, da ja schließlich das weibliche Ingenium auch dazu ausreichen wird, etwa Felle aufzubereiten u. s. w.

Interessant ist die eingehende Uebersicht der krupp'schen Etablissements im Inlande mit ihren nicht weniger als dreitausendzweihundert Beamten und zweiund-

vierzigttausend Arbeitern, die dem Bericht der Handelskammer von Essen beigelegt ist. Vielleicht hätte Herr Finanzrath Jenke klüger gethan, seinen Rücktritt von der Generaldirektion nicht mit einer Rede für die Zuchthausvorlage zu feiern. Gerade seine Einrichtungen beweisen, was sich aus den Massen machen läßt, wenn sie Vertrauen zur Fabrikleitung haben. Von dem Nachfolger Jenkes, der bisher Festungsgouverneur und Brigadegeneral war, hat unsere Presse kaum Notiz genommen, obgleich sie sonst über den jüngsten Bankdirektor geschwätzig berichtet. Es ist zum ersten Male, daß eine Persönlichkeit von so hoher Stellung in einem Privatbetrieb thätig wird, denn preussische Minister a. D. zieren bis jetzt doch nur einige Aufsichtsrathsgremien. Aber die kruppschen Etablissements haben auch viel vom Charakter einer Staatsanstalt an sich. Hoffentlich wird der neue Generaldirektor in den sozialpolitischen Fragen, die ihn fernerhin beschäftigen werden, nicht zu sehr den alten General herauskehren. Was die eigenen Entschliessungen Krupps betrifft, so soll das Testament seines Vaters ihn ja bekanntlich in vielen Beziehungen an das Votum des Direktoriums gebunden haben.

Wie schwierig bei aller Rastlosigkeit unserer Industrie auf manchen Gebieten der Wettbewerb mit dem Auslande ist, lehren die Handelsverhältnisse der Türkei. Gewiß wähnt Mancher, unser Absatz müsse dort ungeheuer sein, da wir doch die wichtigsten türkschen Bahnen gebaut und finanziert haben. England aber exportirt heute noch immer mehr als doppelt so viel dahin wie Frankreich; und Deutschland bleibt stark unter der Hälfte gegen Frankreich zurück. Dabei drängt auch noch Italien — und zwar ziffernmäßig jedenfalls — mit großem Erfolg vorwärts und die Amerikaner, deren Missionen in den letzten armenischen Wirren keine geringe Rolle spielten, scheinen, wie die Franzosen, die Kirchlichkeit geschickt ihren Ausfühzwerten dienstbar zu machen. Ganz zuletzt hat man seit vorigem Jahr sogar die Spanier als Wettbewerber am Bosphorus gesehen. Sie hätten bei ihrem hohen Gold-Agio den Vortheil, billig fabriziren und verkaufen zu können, während sie freilich da, wo sie selbst vom Ausland beziehen, einen schweren Tribut zahlen müssen. Unter diesen Umständen handelten die vielen deutschen Kaufleute klug — klüger als jetzt die französischen Besitzer von Extérieurs —, als sie ihren spanischen Kunden, die in Gold zu zahlen hatten, anboten, bis zur Besserung der Valuta zu warten. Ihr Vertrauen ist auch nicht getäuscht worden. Viel Aufsehens wird von dem elektrischen Beleuchtungsprojekt für Konstantinopel gemacht. Man sollte aber nicht vergessen, daß doch nicht einfach die Einwohnerzahl der Stadt entscheiden wird, sondern der Grad der Wohlhabenheit. Wie optimistisch begrüßte man den Erfolg von Siemens & Halske in Peking und als wie schwach stellte sich nachher die Kaufkraft der chinesischen Hauptstadt heraus. Wahrscheinlich wird überhaupt nur Pera mit seinen achtzigtausend Einwohnern für Beleuchtungsanlagen ernsthaft in Betracht kommen. Dagegen hat ein bekannter und einflußreicher englischer Parlamentarier — d. h. bei der Pforte einflußreich — die Konzession für einen ungleich rentableren Platz so gut wie zugesagt erhalten. Dieser Platz ist Smyrna. Smyrna könnte man als das levantinische Genua bezeichnen und bekanntlich giebt keine Stadt in ganz Italien eine bessere Rente für Elektrizität-Unternehmungen als Genua. Erfreulicher Weise werden die britischen Unternehmer zusammen mit einer deutschen Elektrizitätsfirma operiren. Als der Kaiser im Herbst vorigen Jahres den Padiſchah be-

suchte, gab Herr von Marschall die Parole aus: Alles für die Industrie! Unter offiziellem Hochdruck kam damals eine Einigung zwischen unsern ersten drei Elektrizitätswerken zu Stande und eine kurze Zeit lang herrschte ein allgemeiner Gottesfriede. Der Kampf scheint aber nächstens wieder zu entbrennen, und zwar noch heftiger als zuvor. Einstweilen munkelt man von der Koalition zweier sonst nicht gerade sehr herzlich mit einander verkehrenden Firmen gegen die mächtige dritte.

Die neue französische Schuckertergesellschaft erfordert ein eigenes Kapital. Damit scheint auch in Frankreich eine Aera der elektrischen Geschäfte zu beginnen und wir werden wahrscheinlich bald von weiteren Unternehmungen hören. Wenn man in Italien geglaubt hatte, der Handelsvertrag mit Frankreich würde sofort die pariser Finanz zu italienischen Gründungen stimuliren, so hat man sich getäuscht.

Meine Darlegungen in der „Zukunft“ vom zwanzigsten Mai über die äußerst merkwürdige franko-russische Platingründung scheinen sowohl in Petersburg, das bekanntlich einen sehr energischen Finanzminister hat, als auch in Paris nicht ohne Eindruck geblieben zu sein. Nach zuverlässigen Mittheilungen, namentlich pariser Ursprunges, ist die Millionenbeute keineswegs dem nominellen Gründer, Vicomte André de Proença Vieira, zugefallen; vielmehr hat er — wie ich damals bereits als Vermuthung aussprach — nur als Strohmännchen figurirt. Er ist Ingenieur und Vertrauensmann des auch im Transvaal stark interessirten pariser Oppenheim. Die drei Millionen, mit denen er in den Ural geschickt wurde, mögen ihm als ein genügender Ersatz mangelnder Sprachkenntnisse gebüht und wesentlich erleichtert haben, sein Ziel zu erreichen. Es gelang ihm, in kurzer Zeit alle Vorverträge zu Stande zu bringen, höchst geschickt zu vermeiden, daß die englische Monopolfirma dazwischen trat, und er erhielt, wie man mich versichert, nach erfolgreicher Durchführung seiner Aufgabe von seinem Auftraggeber zweihunderttausend Francs. Ueber die Rentabilität der Platingesellschaft sind mir jetzt Berechnungen unterbreitet worden, daß unseren Großverbrauchern darob die Augen übergehen könnten. Sie bleiben nach wie vor auf die londoner Firma angewiesen. Die Gesellschaft hat aber mit London so abgeschlossen, daß ihr für eine ganze Reihe von Jahren das Pub Platin nach Abzug aller Unkosten achttausend Rubel bringt. Erzählt wird im ersten Jahre auf eine Ausbeute von 125 Pub Platin, in den folgenden Jahren auf 180 Pub. Also wäre ein Jahresgewinn von einer Million Rubel ganz sicher. Die Emission vom Mai soll von dem ersten Zeichnern mit einer Prämie von fünfzig Francs voll übernommen worden sein; der Kurs der Aktien in Petersburg beträgt — allerdings nicht offiziell — etwa sechshundert bis sechshundertundfünfzig Francs. Merkwürdig ist, daß die meisten Minenbesitzer vorgezogen haben sollen, Aktien in Zahlung zu nehmen. Die früher so beträchtlichen Diebstähle haben nachgelassen, seitdem es statt zweihundert verschiedener Stempel nur den einzigen Stempel der Gesellschaft giebt. Wichtig soll sein, daß die Internationale Bank in Petersburg an der Gründung theilhaftig war, — nicht ihr Direktor Rothstein. Ebenfalls ist an dem Endergebnis nicht zu zweifeln, daß die Platinwäscher nun besser und die wirklichen Platinverbraucher noch schlechter gestellt sind als zuvor. Statt die Monopolfirma zu unterdrücken, nöthigte man ihr erhöhte Verkaufspreise auf und gab ihr den Kleinvertreib. Pluto.



Bismarck und Fritz Reuter.

Ein Vierteljahrhundert ist eben verstrichen, seit zwei Ereignisse die gebildete Menschheit erregten und bewegten: kaum war, am zwölften Juli 1874, die Nachricht vom Tode unseres Fritz Reuter ins Land gegangen, da kam, am nächsten Tage, auch schon aus Kissingen die unglaublich klingende Kunde von Kullmanns Attentat auf den Fürsten Bismarck, dessen Sterbetag sich jetzt zum ersten Male jährt. In meinem den Manen des großen Kanzlers gewidmeten Gedendblatt „Fürst Bismarck und Fritz Reuter“ (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung) sind die Beziehungen beider Männer geschildert. Jetzt, wo man wohl vielfach ihrer gemeinsam sich dankbar erinnern wird, will ich zu diesen Blättern eine kleine Ergänzung bringen.

Es war im Jahre 1835. Der junge Auskulturator Otto von Bismarck hatte als Protokollführer beim berliner Stadtgericht eines echten Spreathmers Aussagen niederschreiben, der sich aber in so ungebührlichen Redensarten erging, daß Bismarck ihm zurief: „Herr, mäßigen Sie sich oder ich werfe Sie hinaus!“ Der vorsitzende Stadtgerichtsrath bemerkte darauf im trockenen Amtston: „Herr Auskulturator, das Hinauswerfen ist meine Sache.“ Als nun des Protokollisten Geduld wieder auf eine harte Probe gestellt wurde, drohte er dem Berliner, mit einem Blick auf seinen Vorgesetzten: „Herr, mäßigen Sie sich oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen!“ Diese hübsche Anekdote wurde 1855 in dem von Fritz Reuter redigirten „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ gedruckt, und zwar in der folgenden lustigen Fassung:

„Un, Herr Burmeister, dat's nich mohr!“ rief Schuster Draht.

„Un, dat's doch mohr, Herr Burmeister!“ rief die Schneiderfrau Fliden dagegen.

„Un Du lügst, as Du dat Muhl updeihst! Un Du kannst de Wahrheit nich seggen, un wenn't ol Din eigen Vorthail wier!“ schreit Draht.

Die Schneiderfrau Fliden holt jetzt aus den Rüstklammern ihrer Streiftigkeit und Kampfbegier das größte Geschütz von Schimpfsworten und schleudert es auf den unglücklichen Schuster, bis es endlich dem anwesenden Polizeidiener passend scheint, sich mit seiner Autorität einzumischen.

„Wenn Sei nich ogenblicklich dat Muhl höst, denn ward id Sei 'rute schmieten, Fru Fliden.“

„Greif“, sagt der Bürgermeister, „wie kann Er sich unterstehen, sich in Sachen zu mischen, die nicht seines Amtes sind? Das Rauschmeißen ist meine Sache!“

Die Verhandlungen gehen ihren Gang weiter, bis die Lebhaftigkeit der Parteien wieder jenen Grad von Heftigkeit erreicht, den man im gewöhnlichen

leben durch „gegenseitiges Aufsehn“ zu bezeichnen pflegt. Das Polizeigewissen des zur Ruhe verwiesenen Greis regt sich. Diesen Auftritt, diese Verhöhnung aller Autorität kann er nicht länger ertragen. „Wenn Zi nu nich ruhig sieh“, ruft er entrüstet aus, „denn ward id Jug von den Herrn Burmeister 'rutschmieten laten!“

Im ersten Bande der „Gedanken und Erinnerungen“ berichtet Bismarck selbst, wie er, zur Zeit der Verständigung Oesterreichs mit Preußen gegenüber Dänemark, mit Wrangel, der von an den Galgen gehörenden Diplomaten an König Wilhelm unchiffriert befehligt hatte, in Konflikt kam. Der Fürst erzählt weiter, daß einst bei einer der vielen festlichen Gelegenheiten, wo sie Tischnachbarn waren, der Feldmarschall, verschämt lächelnd, ihn anredete: „Mein Sohn, kannst Du gar nicht vergessen?“ Ich antwortete: „Wie sollte ich es anfangen, zu vergessen, was ich erlebt habe?“ Darauf er nach längerem Schweigen: „Kannst Du auch nicht vergeben?“ Ich erwiderte: „Von ganzem Herzen.“ Diese Geschichte erinnert an Das, was Onkel Bräsig in „Ut mine Stromtid“ dem Kaufmann Kurz zu Gunsten seines Sohnes sagt; er mahnt ihn an seine eigene Sünde, nämlich an die Hofen, die Kurz ihm verkauft hatte, und die nicht die Farbe hielten: „Sie wollen den jungen Burßen, der Ihr geborener Sohn is, nich die Dummheiten vergeben un vergessen? . . . War Das nich 'ne pure Slechtigkeit von Sie, nich mit der Hofe 'rumlaufen zu lassen, un Sie wußten, daß sie roth wurd, un hab ich Ihnen Das nich vergeben un vergessen? Vergessen zwarsten nich, denn ich habe eine starke Erinnerungskraft für Das, was passirt is. Aber Sie brauchen Das dem jungen Menschen auch nich zu vergessen, Sie sollen ihm Das man vergeben.“

Wenn im Anfang der Erzählung „Ut de Franzosentid“ der prächtige alte Amtshauptmann Jochen Weber geschildert wird: „Up sin breide Stiern stunn schrewen un ut sin blagen Ogen kunnt Zi lesen: kein Menschenfurcht, woll äwer Gottesfurcht!“ —: wem erschiene es da nicht sehr wohl möglich, daß Bismarck bei seinem berühmten Ausspruch vom Jahre 1888: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“ just nicht an Livius oder Konrad von Würzburg, an Racine oder Ernst Moritz Arndt dachte, die sich einmal ähnlich ausgedrückt haben, wie Büchmanns „Geflügelte Worte“ melden, sondern eher an seinen Lieblingsautor Fris Reuters?

Zuweilen citirte er originelle Redewendungen reuterscher Gestalten. Bei der Huldbigung der Medlenburger zu Friedrichsruh im Juni 1893 betonte er: „Medlenburg hat Antheil an der deutschen Einigung. Nehmen Sie an, daß wir anno 1815 bei Waterloo nicht gesiegt, daß wir den alten Blücher nicht gehabt hätten. Auch damals, bei Blücher is de medlenborgsche Fixigkeit nich utblewen.“ Natürlich schwebte ihm Bräsig's Aeußerung von der „Fixigkeit“ vor. Daß auch Kaiser Wilhelm I. sich einmal eines Citates aus Reuters „Stromtid“, und zwar der drolligen Redensart der läßt Frau Paster, die ja immer „die Nächste

dazu“ ist, Bismarck gegenüber bedient hat, erzählte der Reichskanzler bei einer Abendunterhaltung im Dezember 1890: „Ein kleiner Prinz verfolgte seit 1848 die berliner Staatsleitung mit Haß, ja, er ging so weit, vor König Wilhelm zu treten und gegen mich Klage zu erheben, daß ich Seiner Majestät nach dem Leben trachte. Eines Tages sagte mir der alte Herr: „Wissen Sie, Bismarck, was Prinz *** behauptet? Sie hätten Attentatsgelüste gegen mich. Nun, Das ist ja wahr: Sie wären der Nächste dazu!“

Von ganz hervorragender Bedeutung erscheint Bismarcks Ansicht über Reuter und die Burschenschaft. Auf der zweiten parlamentarischen Soiree zu Berlin, am zwölften März 1877, machte der Fürst das politisch höchst interessante und für seine eigene Person sehr charakteristische Geständnis: „Gegen das berliner Obertribunal herrschen noch alte Vorurtheile aus der Zeit der Burschenschaft-Untersuchungen, wo unsere obersten Gerichtshöfe so oft ungerecht waren. Wer liest nicht mit inniger Theilnahme Reuters Schilderungen des Zuchthauslebens der Burschenschafter? Es hing an einem Haar, so wäre, ich auch zur Burschenschaft gegangen und dann gewiß auch verurtheilt worden.“ Einer ihm zum fünfundsiebzigsten Geburtstag gratulirenden Deputation der Burschenschaft dankte er mit den Worten: „Das Jahr 1815 ist unser beiderseitiges Geburtsjahr. Beide haben wir, die Burschenschafter und ich, das Gleiche erstrebt: die Einigkeit Deutschlands. Das ist erreicht worden.“

„Wenn Einer Augen hat, zu sehen, so wird er zwischen den Zeilen meiner Schreibereien herauslesen müssen, daß ich immer Farbe gehalten habe und daß die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Beil gebracht hätten, noch in dem alten fortspulen“, gestand der ehemalige Burschenschafter und berühmte gewordene Volksdichter seinem — noch jetzt am Leben befindlichen — Lebensgefährten von der Festung Silberberg, dem greisen Geheimen Justizrath Franz Rudolf Wachsmuth zu Crossen, im August 1864. Schon sah er frohgemuth die frischen Reime zu einem neuen deutschen Kaiserreich unter dem Schutze und Schirme Preußens; er erkannte, was man bisher nicht wußte, schon damals auch die außerordentliche Bedeutung des leitenden Staatsmannes. Diese geschichtlich werthvolle Nachricht verdanke ich dem Finanzminister von Miquel, der bereits 1862, auf dem ersten norddeutschen Nationalvereinstag zu Lübeck, den „Literaten“, wie Reuter in der Theilnehmerliste bezeichnet wird, als Parteigenossen kennen gelernt hatte. „Wir freundeten uns sehr an. Ich gewann den trefflichen Menschen sehr lieb“, schreibt mir Johannes von Miquel. „Friedrich Reuter“, fährt er fort, „war durchaus kein politischer Mann, aber ein deutscher Patriot durch und durch, mit sehr gesundem politischen Verstand. Ich erinnere mich, daß, als ich als Referent des Ausschusses auf der Nationalvereins-Versammlung in Eisenach, im Herbst 1864, mit Entschiedenheit die preussische Centralgewalt gegenüber den mehr Gewicht

auf eine neue Rationalverwaltung legenden Sächsischen in den Vordergrund stellte und sogar wagte, leise auf Bismarck mitten in der Konfliktzeit hinzuweisen, was viel Entrüstung erregte, Frig Reuter mit seine volle Zustimmung ausdrückte und alles Andere für „Kaff“ erklärte.“ Das ist gewiß von hohem historischen Interesse. Bisher datirte man die Genesis seiner offenkundigen Bismarck-Anhängerschaft bekanntlich vom Herbst 1866, also zwei Jahre später, nach dem ruhmreichen Feldzug und Friedensschluß.

Auch aus bisher un veröffentlichten Briefen unseres Dichters an seinen magdeburger Leidensgefährten Hermann Grasshof, dem „Ut mine Festungstid“ gewidmet ist, kann ich zwei den großen Staatsmann behandelnde Stellen anführen. Ein Passus vom September 1866 hat den folgenden, für die damalige Zeit charakteristischen Inhalt: Ja, es ist eine schnurrige Welt, es sieht aus, als wenn Alles auf den Kopf gestellt ist: Lübeck will preussisch werden, Mecklenburg soll seine erbweisliche Verfassung verlieren, die Junker ihre Zollfreiheit; Bernhard Erich Freund will nicht, Keimoline von Reuß noch weniger, — und die sächsische Armee steht in Ungarn! Was soll daraus kommen? Classen-Kappellmann weiß es nicht, Jacobi weiß es auch nicht und ich auch nicht. Mich amüsirt nichts mehr bei dieser Rathlosigkeit als das Gebahren der mecklenburgischen Junker. Dem armen Großherzog mögen die Haare schön wehthun; auf der einen Seite die renitenten kleinen Herren seines Landes, auf der anderen Bismarck.“ Harmloser ist der zweite Hinweis vom März 1867: „Vor etwa zwanzig Minuten erhielt ich Deinen Brief und beantwortete ihn sogleich, den einen Theil, namentlich den humoristischen, heute außer Acht lassend, den Haupttheil aber, den praktischen, à la Bismarck bei den Hörnern fassend.“ Diese heitere Anspielung zeigt, wie der Gedanke an Bismarck sich ihm unwillkürlich aufdrängt. Frig Reuter hatte längst gemerkt, daß seine frühere Furcht vor Bismarcks Wirken unbegründet gewesen war, und er wurde, vollauf zufrieden mit der Wendung der Dinge im geeinten deutschen Vaterland, einer der aufrichtigsten Verehrer des eisernen Reichskanzlers, trotzdem er dadurch das Mißfallen eines seiner ältesten mecklenburgischen Freunde erregte, der in einem vor mir liegenden ungedruckten Briefe vom Januar 1868 factastisch bemerkt: „Reuter ist zu sehr für Held Bismarck eingenommen, — hat er doch dem edlen Grafen seine sämtlichen Werke als Huldigungsgabe übersandt und hat er doch dafür ein ungemein verbindliches Dankfugungschreiben vom Dotirten empfangen.“

Uns aber ist und bleibt es eine schöne Fügung, daß der genialste Staatsmann und der originellste Schriftsteller unseres Jahrhunderts, daß Fürst Bismarck und Frig Reuter einander verstanden haben.

Professor Dr. Karl Theodor Gaedert.